Bibliothek
nsburg

Paed. 507
(2

Paed. 507.
(2

Der
Mädchenfreund.

Ein
Lehr- und Lesebuch
für
Mädchenschulen.

Bearbeitet
von
B. Bacher.

Zweyter Theil.

Preis: 14 Kr.

München, 1807.
Im königlich-baier'schen deutschen Schulbücher-Hauptverlage
am Rindermarkte.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Inhalt
des zweyten Theils.

1. Nützliche Anwendung der Jugendjahre. Eine Geschichte. ⸗ ⸗ ⸗ Seite 157
2. Die gute Tochter. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 160
3. Noch eine gute Tochter. ⸗ ⸗ ⸗ 161
4. Das undankbare Mädchen. ⸗ ⸗ ⸗ 163
5. Der Vater und die Tochter. Ein Gespräch (über weibliche Arbeiten.) ⸗ ⸗ ⸗ 167
6. Traurige Folgen der Naschhaftigkeit. ⸗ 172
7. Das abergläubische Mädchen. ⸗ ⸗ 176
8. Die freundschäftliche Zurechtweisung. ⸗ 178
9. Die gute Schwester. ⸗ ⸗ ⸗ 179
10. Die Macht der kindlichen Liebe. ⸗ ⸗ 180
11. Die Schutzwehre der Unschuld. ⸗ ⸗ 182
12. Das unversöhnliche Mädchen. ⸗ ⸗ 183
13. Vom Flachsbau und der Zubereitung desselben. 186
14. Das wißbegierige Mädchen. ⸗ ⸗ 190
15. Die Verleumderinn. ⸗ ⸗ ⸗ 191
16. Etwas Weniges von dem Hanfe. ⸗ ⸗ 192
17. Das neugierige Mädchen. ⸗ ⸗ ⸗ 194
18. Die Arbeitsschule. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 195

19.

19. Ein Lied für Mädchen in der Arbeitsschule. Seite 197
20. Von der Baum- und Schafwolle. . . 200
21. Nutzen der Arbeitsamkeit. Ein Gespräch. . 203
22. Kenntniß und Gebrauch der Seide. . . 205
23. Der schöne Denkspruch. . . . 207
24. Vom Spinnen. 208
25. Ein Lied beym Spinnen. . . . 210
26 Noch ein Spinnlied. . . . 211
27. Die ungleichen Schwestern. . . 212
28. Ein Lied beym Haspeln. . . . 213
29. Vom Weben der Leinwand. . . . 214
30. Wie gut ist es für ein Mädchen, wenn es in der Jugend etwas gelernt hat; und wie nachtheilig und schädlich ist die Unwissenheit! . 217
31. Vom Bleichen. 220
32. Die Mädchen im Garten. . . . 222
33. Luise, oder die Freude der Aeltern an guten Kindern. 225
34. Vom Waschen, Stärken und Bögeln. . 227
35. Ein Lied beym Waschen. . . . 233
36. Ein Lied beym Rollen. . . . 234
37. Die Klätscherinn. 235
38. Die Selbstmörderinn aus Eitelkeit. . . 237
39 Vom Stricken. 238
40. Die Verschwenderinn. . . . 242
41. Vom Nähen. 244
42. Ein Lied beym Nähen. . . . 248
43. Das gute Rosenmädchen. . . . 250
44. Klotilde und Gertrud, zwey Zwillingsschwestern. 254
45. Die böse Nätherinn. . . . 258
46. Vom Sticken. 259
47. Die faule Dienstmagd. . . . 263
48. Die fleißige Dienstmagd. . . . 264

49. Gesundheitsregeln für Mädchen. ꞉ Seite 265
50. Emiliens früher Tod, oder die Gefahren beym Tanze. 268
51. Lehren eines Vaters an seine Tochter zur Erhaltung der Reinigkeit. ꞉ ꞉ ꞉ 274
52. Der Kampf für die Tugend. ꞉ ꞉ ꞉ 279
53. Der Werth der Unschuld. An Mädchen. ꞉ 280
54. Warnung vor der Wollust. ꞉ ꞉ ꞉ 281
55. Die Engel am Scheidewege, oder der Weg der Tugend ist der Weg zum Glücke. ꞉ ꞉ 285
56. Guter Rath für Mädchen. ꞉ ꞉ ꞉ 287
57. Flieh die Versuchung! ꞉ ꞉ ꞉ 288
58. Die heimliche Sünderinn. ꞉ ꞉ ꞉ 289
59. Liebenswürdigkeit. ꞉ ꞉ ꞉ ꞉ 295
60. Denke stets an Gottes Allwissenheit! ꞉ 297
61. Das Veilchen und der Dornstrauch. ꞉ ꞉ 298
62. Das eitle Mädchen. ꞉ ꞉ ꞉ 300
63. Das Lob der Tugend, und der Entschluß ihr treu zu bleiben. ꞉ ꞉ ꞉ ꞉ 302
64. Karoline an sich selbst. ꞉ ꞉ ꞉ 305
65. Etwas vom Kochen, und der Zubereitung der Speisen im Allgemeinen. ꞉ ꞉ ꞉ 307
66. Schaden der Unwissenheit. ꞉ ꞉ ꞉ 318
67. Die Lotterie. ꞉ ꞉ ꞉ ꞉ 319
68. Die Wahrsagerinn. ꞉ ꞉ ꞉ 321
69. Vom Brennholze. ꞉ ꞉ ꞉ ꞉ 322
70. Die vorsichtige Hausfrau. ꞉ ꞉ ꞉ 323
71. Vom Backen des Hausbrodes. ꞉ ꞉ 324
72. Die Unersättliche. ꞉ ꞉ ꞉ ꞉ 326
73. Die musterhafte Gattinn. ꞉ ꞉ ꞉ 327
74. Das Brautgeschenk. ꞉ ꞉ ꞉ ꞉ 329
75. Das Hochzeitgedicht. ꞉ ꞉ ꞉ 330
76. Die Kindstaufe. ꞉ ꞉ ꞉ ꞉ 332

77.

77. Die Hausfrau, wie sie seyn soll. Seite 333
78. Das Wissensnöthigste von der Milch, dem Butter, Schmalz und Käse. : : : 338
79. Die Menschenfreundinn. : : : 342
80. Von der Erziehung und Behandlung der Kinder in den ersten Lebensiahren. (Vorgetragen in einer Geschichte.) : : : 345
81. Die geschickte Kinderwärterinn. : : 351
82. Ein Par Wiegenlieder. : : : 356
83. Noch ein Par Wiegenlieder. : : 358
84. Von dem Geflügel, und der Behandlung und Wartung desselben. : : : 361
85. Ein Wort für Mütter. : : : 364
86. Von den Federbetten und deren Erhaltung. : 366
87. Von dem Obste und der Aufbewahrung desselben. 369
88. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens. : : : 373
89. Vom Essig und dessen Zubereitung. : : 374
90. Letzte Worte eines sterbenden Vaters an seine Tochter. : : : : : 377

1. Nützliche Anwendung der Jugendjahre.

Eine Geschichte.

Klementine war ein gar gutartiges und lernbegieriges Mädchen. Schon von Jugend auf bezeigte sie einen Trieb, alle weiblichen Geschicklichkeiten zu erlangen. Von ihrer Mutter lernte sie nähen, stricken, spinnen, waschen, bögeln, und die gewöhnlichen Verrichtungen, welche zur Ordnung und Reinlichkeit in einer kleinen Haushaltung erfordert werden. Ihrem Vater, der ein Gärtner war, half sie oft im Garten arbeiten. Dadurch gewann sie eine Fertigkeit im Säen und Pflanzen der Gartenfrüchte, und bekam dabey viele Kenntnisse von der Küchen- und Obstgärtnerey.

Nachdem sie größer gewachsen war, so begab sie sich mit Bewilligung ihrer Aeltern zu einer Base, die eine größere Hauswirthschaft führte; dieser leistete sie alle Dienste, die in ihren Kräften stunden, umsonst. Dafür lernte sie Butter und Käse machen, Vieh mästen, Fleisch einböckeln und räuchern, Seife kochen,

Brod backen, Eßig bräuen, Färben, und alle Geschäfte, die zum Flachsbau gehören. Sie sah nicht bloß zu, wenn diese Geschäfte betrieben wurden, sondern sie griff die Arbeit selbst mit an. Daher kam es, daß sie nach drey Jahren viel geschickter wieder wegzog, als sie hingekommen war.

Nicht lange darauf gieng sie bey einer vornehmen Herrschaft in Dienste, wo sie den Auftrag bekam, Kommoden und Schränke zu putzen, das Silberzeug zu reinigen, die Betten und Vorhänge in Ordnung zu erhalten, kurz, alles zu besorgen, was zur Reinlichkeit der Zimmer erfordert wird. Auch hatte diese Herrschaft einen Koch, dem sie im Vorbeygehen fast alle seine Künste ablernte. Als sie von dieser Herrschaft wieder wegzog, konnte sie viele Speisen zurichten, deren sie vorher nicht einmal die Namen gewußt hatte; Fische sieden, Früchte einmachen, und allerley Backwerk verfertigen. Wie man einen Tisch decken, und die Speisen aufsetzen muß, das bekam sie hier ebenfalls zu sehen.

Bisher hatte sie nun wohl viele weibliche Geschäfte einzeln gelernt und geübt; aber das war ihr nicht genug, sie wollte auch gern eine vollständige Haushaltung führen lernen. Dieses bestehet nicht bloß darinn, daß die Frau Geld ausgiebt, und den Mägden befiehlt, sondern sie muß auch dafür sorgen, daß alle Bedürfnisse des häuslichen Lebens zu rechter Zeit, und in dem Maße, als es die Einkünfte gestatten, angeschaffet, am rechten Orte verwahrt, und zum weitern Gebrauch und Genuß auf die beste Art vorgerichtet und zubereitet werdeu, daß alle Gemächer und Gefässe rein, alle Theile des Hausrathes im brauchbaren Stande erhalten, auch alle Personen Stunde für Stunde, und Tag für Tag nützlich beschäftiget werden. In dieser Absicht begab

sich Klementine als Haushälterinn zu einem Wittwer, der sich um solche Dinge nicht selbst bekümmern konnte, und verließ diesen Dienst nach einigen Jahren als eine sehr geübte Hauswirthinn.

Nun wollte sie nur noch gerne Spitzen klöppeln, weiblichen Putz machen, Frauenkleider zuschneiden, sticken und zeichnen lernen; Künste, die gerade nicht jedem Weibe nöthig, aber doch nützlich und brauchbar sind. Glücklicher Weise hatten ein Par alte Leute sich in den Ort begeben, wo Klementinens Aeltern wohnten. Diese hatten eine einzige Tochter, welche alle diese Geschicklichkeiten besaß, und sie freundlich darinn unterrichtete. Dagegen konnte Klementine ihr manche andere Dinge zeigen, davon jene noch nichts wußte.

Auf solche Art hatte Klementine die Jahre ihrer Jugend sehr nützlich zugebracht, und sich eine Menge Kenntnisse und Fertigkeiten erworben, die in der Folge auch ihre Versorgung und ihr Glück hienieden gründeten. Sie wurde nämlich ihrer Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit wegen von einem vermöglichen und ansehnlichen Bürger zur Gattinn gewählt, mit welchem sie sehr zufrieden und glücklich lebte.

Wer etwas kann, den hält man werth;
Den Ungeschickten Niemand begehrt.

1. Die gute Tochter.

Ein geringer Einwohner eines Dorfes war durch Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle sehr zurückgekommen; eine elende Hütte, und ein kleiner Garten war alles, was er mühesam wieder erhalten konnte. In diesem kümmerlichen Besitze unter schwerer Arbeit und Mangel hatte er das achtzigste Jahr erreicht; seine Frau war noch einige Jahre älter, sie konnte nicht mehr sehen, und wurde kindisch. Krank, schwach und unfähig sich selbst zu helfen, wurden sie ins äußerste Elend gestürzet.

Eine Tochter, Namens Dorothee, das einzige Kind, welches ihnen der Tod übrig gelassen hatte, stand an einem Orte in einem guten Dienste. Sie erfuhr das Unglück ihrer armen Aeltern mit größtem Schmerzen, und innigst gerührt über ihre so traurige Lage verließ sie ihren Dienst, wo man vollkommen mit ihr zufrieden war, und sie ungern verlor, eilte zu ihren Aeltern, kam ihnen mit dem, was sie erspatet hatte, zu Hülfe, und blieb bey ihnen.

Aber ihr kleiner Vorrath war bald aufgezehrt, und sie mußte auf neue Mittel denken, die Hülflosen zu ernähren. Jeden Augenblick, den die sorgfältige Pflege ihrer nun sehr kraftlosen Aeltern ihr übrig ließ, wandte sie mit aller Anstrengung zur Arbeit an; ja sie betrug sich so einfach, als es ihr nur möglich war, um nur desto mehr zur Stärkung der alten Aeltern thun zu können.

Doch die Vorsehung machte zufälliger Weise diese gute Tochter unter den Menschen bekannt. Von allen Sei-

Seiten kam Geld unter diese armen Leute; sie konnten ein Häuschen bauen, und sich alle Lebensbedürfnisse wieder anschaffen. O, ein rührender Anblick war es, wie diese guten, armen Leute über ihr Glück sich freuten, und mit frohen Herzen Gott dankten.

Allein, ihr Glück dauerte auf dieser Erde nicht lange. Bald erkrankten die Alten an der Ruhr, welche damals in der ganzen Gegend wüthete.

Die gute Tochter blieb sich auch da noch gleich. Ganz auf ihre eigene Gefahr vergessend, pflegte die Edle ihrer sterbenden Aeltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit frommen Thränen drückte sie einem nach dem andern die Augen zu.

Da sie die letzte kindliche Pflicht erfüllte, und ihre lieben Aeltern zum Grabe begleitete, befiel sie die nämliche Krankheit, und nach einigen leidenvollen Wochen starb sie den sanften und ruhigen Tod, den ein solches Leben verdiente.

So lang' ich Aeltern hab', will ich mich ihrer freu'n,
Und ihnen bis zum Grab treu und ergeben seyn.

3. Noch eine gute Tochter.

Wilhelm war sehr krank, und seine gute Mutter hatte aus zärtlicher Besorgniß schon drey Nächte hinter einander bey ihm gewacht. Marie, seine zwölfjährige Schwester, fürchtete, daß ihre Mutter von

den vielen Nachtwachen endlich auch krank werden möchte. Daher bath sie ihre Mutter herzlich, sie möchte ihr doch erlauben, die vierte Nacht bey dem kranken Bruder zu wachen. Aber die zärtliche Mutter wollte dieß nicht zugeben, theils weil Marie sehr schwächlich war, theils weil sie fürchtete, sie möchte einschlafen, und Wilhelm dann ganz ohne Hülfe seyn. Nun wurde es Abend, und die abgemattete Mutter mußte sich doch endlich auf's Bette liegen, weil ihr die Augen zufielen. Marie hatte sich zwar auch auf Befehl ihrer Mutter zu Bette gelegt, aber aus Liebe und Besorgniß konnte sie nicht einschlafen. Als sie merkte, daß die Mutter fest schlief, stand sie sachte auf, nahm ihr Strickzeug, und setzte sich neben dem Bette ihres kranken Bruders auf den Boden. Hier gab sie genau auf ihn Acht, und sobald er sich bewegte, war sie sogleich bey der Hand, um sich zu erkundigen, was er verlange. So trieb sie es bis an den Morgen, und wie groß war nun ihre Freude, daß sie der guten Mutter eine ruhige Nacht hatte verschaffen können!

Bald nachher wurde die Mutter auch krank, erhohlte sich aber bald wieder; nur fehlte es ihr an Kräften. Der Arzt hatte in Mariens Gegenwart gesagt: Wenn die Kranke nur täglich ein wenig Wein trinken könnte, so würde sie bald wieder zu Kräften kommen. Aber, wo sollte die arme Frau das Geld zum Wein hernehmen? Wilhelms Krankheit hatte gar zu viel gekostet. Marie hörte, daß in dem Hause, wo sie wohnte, jemand gesucht wurde, der das klein gehackte Holz im Gewölbe aufrichten könnte. Sie bath, daß man ihr diese Arbeit übertragen möchte, und versprach, recht emsig dabey zu seyn. Nach vier sauern Stunden hatte sie wirklich so viel verdient, daß sie für ihre Mutter

ein

ein wenig Wein kaufen konnte. Obgleich sie von der ungewohnten Arbeit sehr ermüdet war, so lief sie doch so schnell, als ob sie heute noch gar nicht gearbeitet hätte. Unbeschreiblich groß war ihre Freude darüber, daß sie durch ihrer Hände Arbeit der guten Mutter diese Erquickung hatte verschaffen können. Die Mutter war so gerührt über Mariens kindliche Liebe, daß sie Freudenthränen vergoß.

Wenn doch alle Mädchen so gesinnet wären, wie die gute Marie!

4. Das undankbare Mädchen.

Eine Frau, Namens Adelheit, machte einmal an einem schönen Sommerabend einen Spatziergang. Da begegnete ihr ein kleines armes Mädchen, das barfuß gieng, elende Kleider anhatte, und mit einer sehr freundlichen Miene sie bath, ihr einige von den Blumen zu geben, die sie in der Hand hatte.

Adelheit that es mit Vergnügen, und erkundigte sich zugleich, wem das Mädchen angehöre. Da erfuhr sie, daß es weder Vater, noch Mutter mehr habe, sondern von einer nahen Anverwandtinn erzogen würde, die zunächst in einer kleinen Hütte wohnte. Sogleich gieng Adelheit mit dem Mädchen zu ihr, und fragte sie: ob sie ihr die Kleine nicht zur Erziehung überlassen wollte. Sie sollte von ihr wie ihr eigen Kind gehalten werden.

Die gute Alte, die sich selbst kaum erhalten konnte, nahm dieses gütige Anerbiethen mit Vergnügen an,

und

und Adelheit nahm das Mädchen auch gleich bey der Hand, und führte es mit sich nach Hause.

Da hatte es nun Brigitte, so hieß das Mädchen, recht gut. Den folgenden Tag schon wurde ihr neue reinliche Kleidung verfertiget, und die alten Lumpen wurden ihr abgenommen. Sie bekam täglich ihr Frühstück, Mittags- und Abendmahlzeit, die ihr gar herrlich schmeckte, weil sie von Jugend auf die elendeste Kost genossen hatte. Die Thränen traten ihr oft in die Augen, wenn sie einen Teller voll gutes Gemüs und Fleisch bekam, und zurückdachte, wie sie sich sonst mit einem Stück Brod und Salz habe behelfen müßen. Und wenn sie die alten Lumpen wieder erblickte, die sie getragen hatte (die ihre Pflegemutter nicht ohne Ursache in einem Kämmerchen aufbewahrte) und sie mit gegenwärtiger reinlicher Kleidung verglich, so wurde sie noch mehr gerührt. Sie lief alsdann oft zur Frau Adelheit hin, küßte dankbar ihre Hände, und versicherte, daß sie ihr Lebenslang die Wohlthaten nicht vergelten könne, die sie ihr jetzt erzeige.

Adelheit that ihr auch noch weit mehr Gutes. Sie ließ sie auch im Lesen und Schreiben unterrichten; ließ ihr das Kochen, Spinnen, Stricken, Nähen und alles lernen, was ein Mädchen wissen muß, das einst sich selbst ernähren will. „Was du bey mir lernst, Brigitte“, sagte sie ihr oft, „das soll einst deine Mitgabe seyn, davon kannst du dir dein Lebenlang deinen Unterhalt verschaffen“.

Darüber hatte Brigitte gar eine große Freude. Nach und nach aber wurde sie in das Gute, das sie im Hause der Frau Adelheit genoß, so gewohnt, daß sie vergaß, daß dieses eine Wohlthat sey, und sich einbildete, sie habe das Recht, es zu fordern. Sie vergaß

gaß sich einige Mahle so sehr, daß sie das Essen tadelte, das ihr Adelheit reichen ließ; und äußerte zugleich, auch das Kleidchen sey ihr nicht gut genug, das sie ihr geschenkt hatte. Dieses war für die gute Adelheit eine große Kränkung. Brigitte vergieng sich aber in der Folge noch weit mehr. Da sie groß geworden war, und so viel gelernet hatte, daß sie glaubte sich selbst ernähren zu können, begegnete sie ihrer Wohlthäterinn sehr unfreundlich, und sah einige Tage sauer aus, wenn sie von ihr einen kleinen Verweis bekommen hatte. Einst hatte sie einen Schleyer, den ihr Adelheit zu waschen übergeben hatte, so schlecht gewaschen, daß ihr Adelheit deßwegen einen Verweis geben mußte. Dieses verdroß Brigitte so sehr, daß sie in der Stille ihre Sachen, die ihr Adelheit geschenkt hatte, zusammenpackte, und von ihr wegzog.

Ihre Wohlthäterinn nahm mit nassen Augen von ihr Abschied, und sagte ihr zum Voraus, daß sie den unbedachtsamen Schritt, den sie jetzt thäte, gewiß bald bereuen würde. Sie blieb aber auf ihrem harten Sinne, und trennte sich von ihr. Sie gieng zu einer andern Frau, both ihr ihre Dienste an, und glaubte, sie würde ihrer Geschicklichkeit wegen mit offenen Armen von ihr aufgenommen werden. Sie irrte sich aber gar sehr; denn als sie von ihr wissen wollte, warum sie aus Adelheits Hause gezogen wäre, und Brigitte so boshaft war, daß sie ihrer Wohlthäterinn allerley Uebels nachredete, so erstaunte diese Frau über ihren Undank, und sagte: „Und ihr schämt euch nicht, von einer Person so zu sprechen, der ihr euer ganzes Glück zu verdanken habt? Wollt ihr dieser guten Frau nicht gehorchen, wie viel weniger würdet ihr mir gehorsam seyn? Sprecht ihr von dieser übel, wie viel mehr wer-

det ihr von mir sprechen, da ich nicht im Stande bin, euch so viel Gutes zu erzeigen"?

Da mußte Brigitte beschämt abziehen. Sie gieng zu einer dritten Frau, bekam aber von ihr eine ähnliche Antwort. Gerne wäre sie zur Adelheit wieder zurückgegangen, und hätte sie um Verzeihung gebethen; aber sie mußte besorgen, von ihr abgewiesen zu werden. Sie kam endlich in Dienste bey einer sehr reichen Frau, wo sie sich aber sehr übel befand. Gemeiniglich bekam sie verdorbene Speisen, und das Getränk wurde ihr zugemessen. Sie mußte schwere Arbeit thun, und wenn sie das Geringste versah, so wurde sie schrecklich ausgescholten. Deßwegen zog sie schon nach sechs Wochen wieder von ihr, und suchte eine andere Herrschaft. Hier hatte sie es eben nicht viel besser, und mußte sie ebenfalls nach einem Vierteljahre wieder verlassen. Dieses machte sie immer boshafter, und die schlimme Gewohnheit, ihrer Herrschaft unfreundlich zu begegnen, wurzelte immer tiefer bey ihr ein. Deßwegen hatte sie nirgends gute Herrschaft bekommen können. Sie mußte ihr Lebelang sich unter fremden Leuten durchbringen, mußte sich oft ihre verschuldete Armuth vorwerfen, und von ihnen mißhandeln lassen. Da weinte sie oft bitterlich, und klagte: „All dieses Elend habe ich durch die Undankbarkeit gegen meine Wohlthäterinn verdient"!

Mädchen! seyd nicht undankbar gegen jene, die euch Gutes thun; denn nichts macht den Menschen mehr verhaßt, als der Undank!

5. Der Vater und die Tochter.

Ein Gespräch.

Vater. Warum so traurig, liebe Sophie, fehlt dir etwas?

Tochter. Ach, lieber Vater, die Mutter hat mir gestern einen sehr bittern Verweis gegeben, und ist auch heute noch böse auf mich.

Vater Warum?

Tochter. Weil ich das Stricken, Nähen und Spinnen noch nicht besser gelernet habe.

Vater. Aber, woher kömmt es denn, liebe Sophie! daß dir das Nähen, Stricken und Spinnen nicht eingehen will? — Sieh doch deine Schwester Karoline an. Diese ist noch nicht einmal so alt als du, und hat sich doch schon selbst Strumpfbänder, Kopfbinden und dergleichen gestrickt — hat sich schon einige Tücher gesäumt, und kann recht niedlich spinnen. Solltest du das nicht eben so gut können, wenn du wolltest? Ich fürchte, es liegt bloß am Willen.

Tochter. Das ist wohl wahr, lieber Vater! daß Karoline das kann, was sie da sagen, aber sie kann noch nicht gut lesen, nicht schreiben, noch rechnen. Und das kann ich alles schon. Das ist aber zehnmal besser, als stricken, nähen und spinnen. Ich muß es Ihnen nur aufrichtig sagen, daß ich dazu gar keine Lust habe. Sonst könnte ich's schon. Ueberhaupt gefällt mir die Hausarbeit gar nicht. Viel lieber sitze ich bey einem hübschen Buche, lese oder schreibe etwas; oder gehe in den Garten, und sehe nach, ob meine Kresse, Nelken, Kohl, oder was ich sonst gepflanzt habe, gut gekommen seyn.

Vater. So ist's das? Nun weiß ich doch deines Herzens Gedanken, und die wahre Ursache, warum du immer vor der Hausarbeit einen solchen Abscheu hast. Das ist aber nicht gut, mein Kind! daß du von diesen Dingen so denkst. Du irrst dich sehr. Denn wovon willst du einmal in der Welt dein Brod haben; wie deine Haushaltung führen? Vom Lesen, Schreiben, Rechnen allein kannst du das nicht. Studiren kannst du auch nicht. Das ist nur für Mannspersonen. Diese Dinge, zu denen du jetzt keine Lust hast, sind dir in der Folge so nützlich als Lesen, Schreiben und Rechnen. Ich dächte, du hättest selbst den Verstand, das einzusehen. Daher wäre es dir keine sonderliche Ehre, wenn dich die Mutter mit Schärfe oder gar mit Schlägen zur Erlernung dieser nützlichen Sachen anhalten müßte. Ein Kind zum Lernen zu zwingen, davon halte ich nicht viel, weil es dann nichts mit Lust und aus eigenem Triebe thut — nicht, weil es will, sondern weil es muß. Es wird ihm noch zweymal so schwer, und was es mit Zwang hat lernen müssen, das behält es auch nicht lange. Das siehst du schon von dir selbst, wie sauer dir das Stricken wird, weil du keine Lust dazu hast. Aber laß nun einmal über die Sache vernünftig mit dir reden. Erstlich kannst du gewiß glauben: Alles, was dich dein Vater und deine Mutter lehren oder lernen lassen, das muß dir nützlich seyn, wenn du es gleich jetzt noch nicht einsiehst. Sonst würden sie es nicht thun. Ich dächte, schon deßwegen müßtest du zu allem Lust haben, und es mit Vergnügen thun, was dir deine Aeltern zu lernen einrathen. Bedenke das einmal recht, was ich dir jetzt sagen will. Wie sauer bist du deiner Mutter geworden, vom ersten Anfange deiner Kindheit an, da du noch nicht gehen konntest. Wie

hat sie dich aus ihrer Brust genährt! Wie viele schlaflose Nächte hat sie deinethalben gehabt! Wie manche Sorge, wenn dir das Geringste fehlte! Und nun, da du so viel bist — wolltest du ihr für das alles gar nicht dankbar seyn? Soll also die treue Mutter künftig im Hauswesen gar keine Hülfe von dir haben? Soll sie Sachen, die im Hause können gestrickt, genäht und gesponnen werden, als Strümpfe und Hemder für dich und die Kleinen, soll sie das immer allein thun, die arme Mutter, oder für Geld von andern thun lassen? Könntest du dieß vor deiner guten Mutter, die dich so lieb hat, vor deinem Vater, vor Gott und deinem Gewissen verantworten? Wäre dieß der Dank für alle Treue deiner guten Mutter, daß sie Kinder hätte, und sich doch immer allein quälen müßte? Und — —

Tochter. O Vater! hören Sie auf, ich bitte Sie. Dieß kann ich nicht mehr ertragen. Ich will gern, herzlich gern in allen Stücken der Mutter zu Hülfe kommen. So habe ich die Sache noch nicht bedacht.

Vater. Gut, mein Kind, damit bin ich zufrieden. Ich muß dir aber noch einige Punkte vorstellen. Wäre es wohl recht, daß die Mutter für solche Sachen noch Geld ausgeben müßte, die du selbst machen könntest? Kann sie das Geld nicht zu deinem und der andern Kinder Beßten anwenden? Je größer ihr werdet, desto mehr braucht ihr. Ist es nicht billig, daß ihr auch selbst etwas verdienen lernt, und euern Aeltern die Sorgen und Ausgaben erleichtert? So will's auch der liebe Gott haben nach dem vierten Gebothe. Oder kann die Mutter nicht auch die Zeit, die sie auf das wenden müßte, was doch deine Hände schon machen könnten, zu andern nützlichen Arbeiten verwenden? Bedenke dieß alles einmal recht, so wirst du dich bald

be-

besinnen. Wie würde es dir ergehen, wenn du größer wirst, von uns wegkömmst, oder wenn wir stürben? Du solltest selbst nun einmal deine Haushaltung anfangen — und könntest weder stricken, nähen, noch spinnen? Könntest in der Haushaltung, in der Küche selbst nichts, gar nichts machen? Wie viel Geld würdest du haben müssen, alles das außer dem Hause machen zu lassen, was der Mann, du selbst künftig als Frau und deine Kinder an Strümpfen, Hemden, und dergleichen gebrauchen! Was meynst du ferner? Wenn deine Kinder größer würden, sollten sie etwa auch nicht stricken, nähen und spinnen lernen, weil es die Mutter nicht kann? — Wenn diese aber dieß alles besser können, muß sich die Mutter nicht vor ihren eigenen Kindern schämen? Es ist zwar immer recht und gut, daß du am Lesen, Schreiben und Rechnen viel Vergnügen findest. Muß man aber darum andere nützliche Dinge des menschlichen Lebens versäumen? Es ist wahr, durch Lesen, Schreiben und Rechnen mußt du dich erst recht geschickt machen, deine künftige Haushaltung mit Nutzen zu führen. Aber dieß allein zu können und weiter nichts, das macht's noch nicht aus. Mit einer blos gelehrten Frau, die den ganzen Tag bey den Büchern sitzt, und die Leute im Hause schalten und walten läßt, wie sie nur wollen, sich aber selbst nicht um Küche, Keller und Haushaltung bekümmert, ist einem Manne nichts gedienet. Dabey wird er gewiß auf keinen grünen Zweig kommen, sondern bald zu Grunde gehen. Sieh, liebe Sophie! dieß sind die Folgen davon, wenn du nicht wolltest stricken, nähen und spinnen lernen. So würde es ungefähr kommen. Was meynst du dazu?

Tochter. O mein lieber Vater, dieß habe ich mir niemals so vorgestellt, wie Sie mir's jetzt gesagt haben.

Ich

Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mich gewarnet haben. Die unglücklichste Person würde ich geworden seyn. Sie haben mir nun rechte Lust gemacht. Noch heute will ich mit Vergnügen anfangen. Alles, alles will ich gerne lernen.

Vater. Dieß gefällt mir, liebe Sophie; damit du aber siehst, daß dieß alles wahr sey, was ich dir gesagt habe, so will ich dir noch kurz eine Geschichte von der Frau Sabine erzählen.

Diese gute Frau hatte in ihrer Jugend auch nicht stricken, nähen und spinnen lernen wollen. Vom Kochen, Haushaltung und dergleichen wußte sie gar nichts. Sie hatte weiter nichts gethan, als sich geputzt, neue Moden gemacht, eine Komödie gelesen, ein bischen auf dem Klavier gespielt, in Gesellschaft gegangen, des Morgens bis neun Uhr geschlafen.

„Als sie heurathete, und selbst eine Haushaltung bekam, so kam es nun auch so, wie es kommen mußte. Ihr Mann war ein Förster, und konnte Amts wegen nicht viel zu Hause seyn, besonders mußte er im Sommer des Morgens um vier Uhr schon in den Wald gehen.

„Da lag dann die Frau Sabine bis neun Uhr in den Federn. Während der Zeit konnte das Gesinde machen, was es wollte. Da wurde Kaffe getrunken und manches Süppchen verzehrt, davon die Frau Sabine nichts wußte. Denn sie wußte ihr Lebetag nicht, wie viel Butter, Eyer, Käse und dergleichen da war. War dieß nicht eine hübsche Haushaltung?

„Wenn sie aufgestanden war, mußte die Köchinn kommen, und nun wurde berathschlaget, was zu Mittag sollte gegessen werden. Sie selbst gieng nie in die Küche, um nur einmal nachzusehen. Sie hätte sich etwa

wa einen Finger schwarz machen können. Wann sie Kaffe getrunken hatte, las sie allerhand schlechte Bücher. Dann wurde gegessen. Die Leute mochten zusehen, wo sie etwas bekamen. Nach Tische hielt sie Mittagsruhe, und dann gieng sie in Gesellschaft bis des Nachts um eilf und zwölf Uhr.

„Alles, was der Mann, sie selbst und die Kinder an Leinwand, Hemden, Strümpfen und Kleidungsstücken gebrauchten, wurde außer dem Hause gemacht. Ob die Leute des Abends was thaten, oder faullenzten, darnach wurde nicht gefragt. Kurz, sie gab für alle diese Dinge, die sie selbst hätte machen können, mehr Geld aus, als der Mann einnahm. Sie machte heimliche Schulden, und da sie um deren Bezahlung gequält wurde, griff sie die Kassengelder des Mannes an. Der Mann mußte Rechnung ablegen, und als man den Rückstand wahrnahm, wurde er seines Dienstes entsetzt, und mußte mit seinen Kindern in Schmach und Armuth leben".

Was ist nun Schuld am Unglücke dieser ganzen Familie? —

6. Traurige Folgen der Naschhaftigkeit.

Zäzilie war von Kindheit an sehr naschhaft. Wo sie nur etwas Leckeres sah oder wußte, davon mußte sie haben, das mußte sie kosten. Kaum konnte sie als ein kleines Kind auf den Tisch reichen, wo gewöhnlich die Zuckerbüchse stand, so bemächtigte sie sich derselben, und aß so lange, als etwas darinn war. Die Mutter

ver-

verschloß den Zucker, aber Cäzilie wußte den Schlüßel zu finden, und naschte heimlich davon.

„Mädchen! Mädchen"! sagte die Mutter, als sie Cäzilien einmal bey der Zuckerdose ertappte, und sie deßhalb bestraft hatte, „Mädchen! Mädchen! du wirst dir durch dein Zuckeressen deine Zähne verderben, und viel Schmerzen daran zuziehen.

Cäzilie achtete nicht auf die Strafe und Warnung. Allein, im zwölften Jahre hatte sie auch schon ganz schwarze, hohle und eckelhafte Zähne, und gerade an den Vorderzähnen eine häßliche Lücke, und dabey fast immer die heftigsten Schmerzen.

Kam Cäzilie in den Garten, so gieng es über das Obst, und über die Johannisbeeren her. Reif oder nicht reif — das war Cäzilien gleich. Schneidende Leibschmerzen waren gewöhnlich der Lohn dieser Lüsternheit. Aber Cäzilie wurde auch dadurch nicht klüger, und man mußte den Garten ganz vor ihr verschließen.

Cäzilie erhielt vom neunten Jahre an von ihren Aeltern, die bemittelte Bürgersleute waren, wochentlich einige Kreuzer Taschengeld. Die guten Aeltern hatten die Absicht dabey, daß sie mit Gelde umgehen lernen, und zugleich Nadeln, Zwirn und dergleichen Kleinigkeiten zu ihrem Gebrauche kaufen sollte. Aber Cäzilie kaufte sich nichts als Naschwerk dafür.

Ihre Tasche war selten leer von Zuckergebacknem, von Feigen und Mandeln. Selbst in die Schule nahm sie fast immer so etwas mit. Die Lehrer bemerkten es, und verwiesen ihr diese Unart anfangs ganz gelinde. Da aber kein Verweis etwas helfen wollte, so zeigten sie es Cäziliens Aeltern an, und — Cäzilie bekam nun keinen Häller Taschengeld mehr.

Wie sollte Cäzilie nun ihre Naschsucht befriedigen? — Denn das Naschen war jetzt dem unglücklichen verwöhnten Mädchen durchaus zur andern Natur geworden. — Sie that, was in solchem Falle gemeiniglich naschhafte Kinder thun: sie betrog und bestahl ihre eigenen Aeltern. Da ihr Vater ein Krämmer war, so fand sie um so leichter Gelegenheit dazu. Vater und Mutter hatten nämlich nicht immer Zeit, im Laden zu seyn, und Cäzilie mußte dann verkaufen. Und da schlug sie täglich von dem erlösten Gelde unter, und vernaschte es so heimlich, daß ihre guten Aeltern viele Jahre hindurch nichts davon merkten, und sich sogar einbildeten, Cäzilie sey von ihrer Naschhaftigkeit geheilt.

Allein, auch die feinste und listigste Betrügerey bleibt nicht immer verborgen. Es kömmt fast immer die Zeit, wo alles entdeckt wird. Cäzilie hatte noch eine jüngere Schwester, die Luzie hieß. Diese war anfangs auch etwas näschig gewesen; aber sie hatte gesehen und gehört, wie schädlich und unanständig die Naschhaftigkeit sey, und welchen Kummer dadurch Cäzilie der guten Mutter gemacht hatte. Sie wurde daher ein Muster von Enthaltsamkeit. Vor Luzien konnte man alles hinsetzen. Da konnten die reizendsten Leckerbissen um sie herstehen, sie rührte nichts davon an. War es zu verwundern, daß die Aeltern ihre gutgeartete Luzie der naschhaften Schwester vorzogen?

Cäzilie verbarg ihre Näschereyen vor Luzien eben so sorgfältig, wie vor ihren Aeltern, besonders von der Zeit an, wo sie das Geld auf die erwähnte schändliche Weise sich zu verschaffen wußte. Allein, Luzie traff ihre Schwester doch einmal dabey an, da sie Zuckerwerk aus der Tasche aß. Sie that, als ob sie nichts merkte; aber sie sagte es heimlich ihrer Mutter. Diese

lobte Luzie dafür; denn sie wußte, daß das gute Kind die beßte Absicht von der Welt bey dieser Anzeige hatte. In jedem andern Falle würde sie Luzien als eine niedrige Angeberinn bestraft haben. Von der Zeit an gab sie nun etwas genauer auf ihre älteste Tochter Achtung, und bemerkte endlich mit Erstaunen und Entsetzen, daß sie von Cäzilien betrogen und bestohlen wurde. Sie konnte nicht umhin, es ihrem Manne zu entdecken, und Cäzilie erhielt nicht nur eine verdiente Strafe, sondern wurde auch lange Zeit im ganzen Hause als eine Diebinn angesehen, der man nicht das Geringste anvertrauen mochte.

Nach der Hand wurde sie zwar wieder etwas gütiger behandelt; aber unter die Hände bekam sie nichts wieder. Sie mußte zu ihrem größten Verdruße sehen, daß die Mutter nach einigen Jahren der heranwachsenden Luzie alle Schlüssel, und fast die ganze Hauswirthschaft nebst den Geschäften im Laden übergab. Aber Luzie war es auch werth; denn man konnte sich ganz auf sie verlassen.

Cäzilie ärgerte sich im Stillen über diese Vorzüge, die man ihrer jüngern Schwester gab, und warf den bittersten Haß auf das unschuldige Mädchen. Am empfindlichsten war es ihr, daß diese eher verheurathet wurde, als sie, und in der Ehe glücklicher lebte. Denn sie bekam zwar endlich auch einen Mann, der sich aber nach wenigen Jahren von ihr scheiden ließ, weil sie ihm mit ihren heimlichen Näschereyen alles durchbrachte, was er sauer erwerben mußte.

7. Das abergläubische Mädchen.

Magdalene wurde als ein kleines Kind von einer alten Base gewartet, welche nicht gut mit Kindern umzugehen wußte. Wenn das Kind schrie: so glaubte die Alte es nicht besser beruhigen zu können, als durch Furcht. Sie drohete ihm, daß ein schwarzer Mann kommen, und das Kind in den Sack stecken würde. Dieß hatte aber die Folge, daß Magdalene sich vor Dingen fürchtete, die in der ganzen weiten Welt nirgends zu finden sind.

Magdalene wurde größer, und hörte, wie alle Kinder, gerne erzählen. Weil nun ihre alte Base nichts Kluges zu erzählen wußte: so erzählte sie ihr von todten Menschen, die sich hatten sehen lassen; von Hexen und Feuermännchen, die andern Menschen Schaden zugefügt hätten; von Kobolten, und dergleichen Gespenstern. Dadurch verleitete sie Magdalenen zum Aberglauben, das heißt, sie machte, daß Magdalene Dinge für wahr hielt, die auch nie ein Mensch weder gesehen, noch gehört, noch sonst empfunden hat. Auch, da sie größer wurde, glaubte sie das alberne Zeug, und machte sich dadurch bey verständigen Leuten lächerlich.

Als sie einmal mit ihrem Bruder allein zu Hause war, kam gegen Abend der Nachbar Klaus, und wollte bey ihren Aeltern ein Par Waschkörbe borgen. Magdalene sagte: „Sie wollte sie ihm gerne hohlen; aber die Körbe lägen auf dem obersten Boden, wohin sie bey Abend nicht gehen könnte“. „Und warum nicht“? fragte Klaus. „Weil es oben spuckt“, war die Antwort. „Es ist seit einiger Zeit ein Gespenst auf unserm Boden,

wel-

welches alle Menschen neckt, die den Abend hinaufkommen". Nachbar Klaus erboth sich mit ihr zu gehen, im Dunkeln oder mit der Laterne, wie es ihr gefiele; aber, da sie auch das nicht wollte, so nahm er ihren zehnjährigen Bruder, gieng mit ihm auf den Boden, und hohlte die Waschkörbe, ohne daß ein Gespenst sich hätte merken lassen.

Einige Zeit darauf gieng Magdalene über Feld, der Pfarrer begegnete ihr, und fragte sie: Wo sie hin wollte? Da erzählte sie ihm, daß sie schon lange einen Schaden am Fuße hätte, der nicht heilen wollte. Die Leute hätten ihr gesagt, sie wäre behext; darum wollte sie nach Dummdorf gehen, und den klugen Mann bitten, ihr die Hexe zu nennen, die ihr diesen Schaden zugefügt hätte. Der Pfarrer antwortete ihr: „Gutes Mädchen! ich rathe dir wieder umzukehren, und die Leute zu fragen, woher sie es wissen, daß du behext bist. Gieb Acht, es wird dir kein Mensch eine Antwort darauf geben können, und da wirst du sehen, daß die Leute nichts wissen, und daß du betrogen bist".

Zu einer andern Zeit hatte sie gehört, daß man Geld fände, wenn man drey Feyertage nach einander auf den Todtenacker gienge, und sich mit Aussprechung gewisser Worte auf die drey neuesten Gräber setzte. Weil sie ein Geld zu finden wünschte, so wollte sie den Versuch machen. Ihr Vater vermißte sie den ersten und zweyten Freytag, und erkundigte sich dann nach der Ursache dieser Wanderungen. Da nun Magdalene ihm diese Absicht erklärte, so lachte er über ihren Einfall, und fragte sie: „Ob sie gewiß wüßte, daß schon Jemand auf diese Art Geld gefunden hätte"? Magdalene sagte: „Nein"! „Nun so wirst du auch sicherlich keines finden", antwortete der Vater. „Lieber bleib zu Hause,

und arbeite etwas Nützliches, so wirst du das Geld zwar nicht finden, aber ehrlich erwerben lernen".

8. Die freundschaftliche Zurechtweisung.

Philippine, ein Mädchen von vierzehn Jahren, lebte in einem Dorfe bey ihrer verwittweten Mutter. Weil diese arm war, so konnte sie keine Magd halten, sondern mußte nebst ihrer Tochter manche Arbeit selbst über sich nehmen, welche reichere Leute sonst vom Gesinde thun lassen. Philippine war ein vernünftiges Mädchen, und wußte sich darein recht gut zu finden. Sie wusch das Gefäße, kehrte das Haus aus, besorgte die Küche, und hackte wohl auch Holz, wenn es nöthig war.

An einem Mondtage gegen Abend kam Julie, ihre Freundinn aus der Stadt, zu ihr, und traff sie an, da sie eben frisches Stroh in die Betten trug. „Ach", fieng Julie an, „was machst du da? Philippine! Pfui schäme dich! wer wird solche Dinge selbst thun? Das ist ja Mägde-Arbeit". Philippine schwieg dazu, und bath ihre Freundinn nur, einsweilen in die Stube zu gehen, und sich so lange mit ihrer Mutter zu unterhalten, bis sie mit ihrer Arbeit fertig seyn würde.

Nachdem sie nun die Betten in Ordnung gebracht hatte, säuberte sie sich von den Strohhalmen, die etwa an ihr hängen geblieben waren, nahm eine bessere Schürze vor sich, und gieng in die Stube. „Bin ich etwa nun schlechter als vorhin", sagte sie zu Julien, „nachdem ich Mägde-Arbeit gethan habe? Oder

siehst

siehst du einen Schandflecken an mir"? „Aber", fuhr sie fort, „wenn einmal vom Schämen die Rede seyn soll; so muß ich dir sagen, Julie, ich würde mich schämen, in so schmutzigen und zerrissenen Strümpfen, wie die deinigen sind, über die Gasse zu gehen. Müssen nicht alle Leute, die das sehen, dich für nachläßig und unreinlich halten"? Julie entschuldigte sich zwar damit, daß ihre Magd die Strümpfe bey der Wäsche nicht ordentlich ausgebessert hätte; aber Philippine antwortete ihr: „Nun sieh, so ist's mit der Mägde-Arbeit! Eben weil mir keine Magd Stroh in's Bette getragen hatte, so trug ich's selbst hinein. Folge du meinem Beyspiele, und deine Strümpfe werden rein und ganz seyn"!

Julie sah ein, daß Philippine recht habe; sie folgte daher in Zukunft ihrem freundschaftlichen Rath, und befand sich wohl dabey.

9. Die gute Schwester.

Als Marie mit Wilhelm einige Jahre verheurathet war, da fand sie in ihrer Wirthschaft viel zu thun. Und weil auch ihre Kinder noch klein waren, so hatte sie von ihnen noch keine Hülfe, wohl aber manche Last, und auf das Gesinde konnte sie sich vollends nicht verlassen. Aber sie hatte noch eine jüngere Schwester, die hieß Therese. Diese, welche sie sehr liebte, sagte zu rechter Zeit ihren Dienst bey ihrer Herrschaft auf, kam zu Marien, und erboth sich einige Jahre bey ihr zu bleiben, und gegen ein Geringes am Gelde zu den nö-

thigen Kleidungsstücken ihr in ihrem Hauswesen beyzustehen. Wilhelm und Marie nahmen dieses Anerbiethen mit Freuden an; durch diese Hülfe hatten sie nach und nach viel gewonnen. Nach einigen Jahren fand sich eine Gelegenheit, daß Therese heurathen konnte. Da rechneten Wilhelm und Marie heimlich zusammen, was Therese indessen etwa würde verdienet haben, wenn sie bey andern Leuten gedient hätte; und an ihrem Hochzeittage gaben sie ihr dieses an Geld und Hausgeräth zu ihrer Ausstattung.

10. Die Macht der kindlichen Liebe.

Regine war ein blutarmes Mädchen. Ihre Mutter konnte wegen Leibesschwäche nicht viel arbeiten, und verdiente nur kümmerlich das trockne Brod. Wollte sie mehr genießen, so mußte sie es von der Wohlthätigkeit guter Menschen erwarten. Da nun Regine größer wurde, und folglich in Kost und Kleidung mehr zu unterhalten kostete, so konnte ihre Mutter sie nicht länger ernähren, noch weniger den Unterricht in weiblichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten bezahlen. Regine sollte also zu andern Leuten in Dienst gehen, um da Brod zu haben, vielleicht auch nützliche Arbeiten zu lernen.

Ehe es aber dazu kam, fand sich eine wohlhabende Muhme, welche Reginen in ihr Haus nahm, und für ihren Unterhalt sowohl, als für die nöthige Erziehung zu sorgen versprach. — Hier war Regine nicht sowohl wie Magd, als vielmehr wie Kind vom Hause.

Sie mußte zwar arbeiten, wie billig, aber ihre Pflegemutter gab ihr dafür keinen bestimmten Lohn, sondern versah sie mit allen Bedürfnissen des anständigen bürgerlichen Lebens. Regine befand sich dabey recht wohl; aber die alte Frau, bey der sie lebte, hatte, man weiß nicht, warum? einen Widerwillen gegen Reginens Mutter gefaßt. Sie erlaubte daher der Tochter nicht zu ihrer Mutter zu reisen, höchstens jährlich einmal auf Einen Tag zum Besuche, aber länger nicht bey Verlurst aller Wohlthaten. Das kränkte Regine, und ihre Mutter sehr, aber sie mußten es sich gefallen lassen, weil sie glaubten, die Wohlthaten der alten Muhme nicht entbehren zu können.

Indessen wurde Reginens Mutter so schwach, daß sie gar nicht mehr von der Stelle konnte. Da sie nun arm war, und sich für Geld keine Wartung schaffen konnte, so glaubte Regine, daß niemand mehr verpflichtet sey, ihrer Mutter Hülfe zu leisten, als sie. Sie bath daher ihre Frau Base um Erlaubniß, zu ihr zu reisen; aber es wurde abgeschlagen. Regine weinte und schwieg. Nach einigen Tagen, da die Nachrichten von ihrer Mutter nicht besser kamen, wiederholte sie ihre Bitte, aber mit eben so schlechtem Erfolge.

Endlich konnte Regine der kindlichen Liebe nicht länger widerstehen, sondern entschloß sich, lieber alles einzubüßen, als ihre Mutter länger im Elende schmachten zu lassen. Sie verließ also das Haus ihrer Muhme, ohne weiter etwas mitzunehmen, als was sie auf dem Leibe hatte, gieng geraden Wegs zu ihrer Mutter, und sagte: „Liebe Mutter! ich will euch mit meinen Händen warten und pflegen, so lange ihr noch lebet; und wenn wir nichts zu essen haben, so will ich zu guten Menschen gehen, und für euch, Mutter! um einen Bissen Brod bitten.

Ihre Muhme wurde dadurch so erbittert, daß sie Reginen nicht nur alles wieder nahm, was sie ihr bisher geschenkt hatte, sondern auch seit der Zeit niemals wieder etwas von ihr hören wollte.

Indessen lebte Reginens Mutter noch über drey Vierteljahre, während welcher Zeit die Tochter großes Elend mit ihr ausstand. Doch wurde sie niemals ungeduldig, sondern bath nur immer ihre Mutter, mit der wenigen Hülfe, die sie ihr leisten konnte, zufrieden zu seyn. Nachdem die Mutter gestorben und begraben war; so verdingte sich Regine als Dienstmädchen; und ob sie schon in diesem Stande nicht so bequem leben konnte, wie bey ihrer Muhme, so bereute sie es doch nie, daß sie ihrer Mutter jenen Wohlstand aufgeopfert hatte.

Nichts ist zu kostbar, das ein gutes Kind seinen Aeltern nicht willig aufopfern sollte; denn die Liebe der Aeltern gegen die Kinder kann durch nichts vergolten werden.

11. Die Schutzwehre der Unschuld.

Als die Natur die lieblichste der Blumen, die Rose, auf Gottes allmächtigen Schöpfungsruf hervorgebracht hatte, da sprach der Geist des Rosenstrauches zu dem Engel der Blumen: „Wirst du denn nicht auch dem edeln Gewächse eine Schutzwehre verleihen, die gegen Verletzung und Frevel sie sichern? Gab doch die Natur dem Dornbusch die grossen und spitzigen Stacheln“!

Der Dornbusch antwortete: „Der Engel der Blumen gehört nicht zu den Edeln, sondern zu den Dienern im Reiche der Schöpfung. Seine Bestimmung ist, die zarten Gewächse gegen das vernunftlose Thier zu beschützen, und dazu verlieh die Natur ihm die spitzigen Stacheln. Doch soll dein Wunsch dir gewähret werden“!

So sprach er, und umgab die Rosenstaude mit zarten Stacheln! — Da sagte der Geist der Rose: „Wozu sollen diese zarten Spitzen? Sie werden die herrlichen Blumen nicht schirmen“.

Ihm antwortete der Engel der Blumen: „Sie sollen auch nur der unbesonnenen Hand des Kindes wehren! den Frevel würde der Widerstand nur noch stärker anlocken. Das Heilige und Schöne hat seinen Schutz in sich selber; darum verlieh die Natur ihm die zarteste Schutzwehre, die nur warnet, nicht aber verwundet; denn zu dem Schönen darf nur das Zarte sich gesellen“.

So verlieh sie der Unschuld die Schamhaftigkeit und das Errōthen.

12. Das unversöhnliche Mädchen.

Mechtildis hatte eine Freundinn, mit der sie fast täglich zusammen kam. Sie hieß Babette, und war die Tochter eines bürgerlichen Glasers, welcher zwar den Ruf eines rechtschaffenen Mannes, aber nicht so viel Vermögen hatte, als Mechtildens Vater. Babette hatte mancherley gute Eigenschaften, aber sie ward

leicht beleidiget, wenn Jemand ein Wort redete, das ihr mißfiel. Da nun Mechtilde bisweilen Anfälle von spöttischer Laune hatte, so waren die beyden Mädchen schon manchmal uneinig geworden, hatten sich aber immer bald wieder versöhnt.

Nun aber begegnen sie einmal einander auf der Gasse. Babette hatte ein Par neue hübsche Schuhe an, und Mechtilde sagte scherzend zu ihr: „Wo hast du denn die artigen Schuhe geborgt"? Babette bildete sich ein, Mechtilde wollte ihr damit ihres Vaters Armuth vorwerfen, wird zornig, und rückt Mechtilden einen Fehler vor, den sie vor langer Zeit einmal begangen hatte. Mechtilde, die von Herzen gutmüthig war, besann sich, bath Babetten um Vergebung ihrer Voreiligkeit, fand aber kein Gehör. Kurz, diese Mädchen giengen aus einander, und waren von Stund an Feindinnen.

Mechtilde grämte sich darüber, daß sie unvorsichtiger Weise den ersten Anlaß zu dieser Zwistigkeit gegeben hatte, und that von ihrer Seite alles Mögliche, um Babetten wieder gut zu machen. Bald schickte sie ihr Blumen, bald Früchte, oder sonst etwas; aber Babette nahm's entweder gar nicht an, oder dankte doch nicht dafür. Mechtilde gieng mehr als ein Mahl selbst zu ihr, und wollte ihr die Hand zur Versöhnung biethen, aber Babette ließ sich nicht söhnen. Mechtilde ward krank, und Babette fragte nicht nach ihr.

Mechtildens Vater, und Babettens Aeltern waren gute Freunde, und es that ihnen daher wehe, zu sehen, daß das gute Vernehmen unter diesen zweyen Mädchen aufgehört habe. Sie redeten Babetten auf das liebreicheste zu, und Mechtildens Vater erboth sich zu allen Arten der Genugthuung, die sie nur verlangen würde; aber alles vergebens. Ja, Babette beleidigte

ihre gutdenkenden Aeltern dadurch, daß sie bey aller Gelegenheit übel von ihr sprach, und den Vorsatz merken ließ, sich bey nächster Gelegenheit empfindlich an ihr zu rächen.

Diese feindseligen Gesinnungen Babettens betrübten vorzüglich ihren alten guten Vater ungemein. Als er bald darauf gefährlich krank wurde, und zwar so, daß er nicht hoffen konnte, wieder aufzukommen, ließ er seine Tochter zu sich an's Sterbebett kommen, und sagte: „Liebe Babette! ich würde ruhiger sterben, wenn du mir vor meinem Tode noch die Freude machen wolltest, dich mit Mechtilden zu versöhnen“. „Lieber Vater“! antwortete diese, „es ist mir unmöglich, eine Person zu lieben, die mich verachtet“. „Ach“, sagte der Vater, „du bildest dir bloß ein, daß sie dich verachtet. Der ganze Grund deines Argwohns ist ein einziges Wort. Hast du denn in deinem Leben niemals ein unbesonnenes Wort geredet? Und würdest du es billigen, wenn alle Menschen, zu denen du einmal etwas Mißfälliges gesagt hast, dich deßwegen unversöhnlich hassen wollten? Mechtilde hat genugsam gezeigt, daß sie dich nicht verachtet, sondern deine Freundschaft werth schätzt. Gesetzt aber auch, sie verachte dich wirklich, wirst du sie durch deinen Haß auf andere Gesinnungen bringen? Du solltest ihr durch Liebe, Freundlichkeit, und kluges Nachgeben zeigen, daß du ihrer Achtung würdig seyest. So aber muß sie dich nur wegen deines feindseligen Herzens verachten, wenn sie dich auch vorher noch so hoch geschätzt hat“. Babette wußte hierauf kein Wort zu sagen. „Also“, fuhr ihr Vater fort, „wenn dir deine gesunde Vernunft sagt, daß das wahr ist, was du jetzt gehört hast, so bist du schuldig ihr zu folgen, und ich fordere dich auf, deine Schuldigkeit zu

thun. Wenn du aber noch nicht vernünftig genug bist, um das einzusehen; so glaube wenigstens der Vernunft deines Vaters, gewähre mir die letzte Bitte, die ich an dich thue, und versöhne dich mit Mechtilden, alsdann wirst du mir, wie ein gutes Kind, die Augen zudrücken können". Babette weinte, und verließ ihren Vater, ohne ihm abzuwarten.

Zwey Stunden darauf starb der gute Mann, nachdem ihm der letzte Trost von seiner Tochter versagt wurde. Die verwittwete Mutter begab sich bald darauf an einen andern Ort, und die beyden Mädchen entfernten sich von einander, ohne sich zu versöhnen. Ich weiß auch nicht, ob sie einander jemals in ihrem Leben wieder gesehen haben.

Hier, Mädchen! habt ihr Beyspiele von feindseligen Menschen; ich wünsche, daß sie auf euch tiefen Eindruck machen mögen.

13. Vom Flachsbaue, und der gemeinen Zubereitung des Flachses.

Es ist wohl keine Kenntniß, die einem Mädchen so nöthig ist, als die der Zubereitung des Flachses. Es giebt gleichwohl viele junge Mädchen, die von diesem Sache gar nichts wissen, und nichts lernen wollen, und sie sind der Meynung, daß, wenn sie einmal diese Kenntnisse nöthig hätten, sie auch wohl Zeit und Gelegenheit haben würden, sie zu erlernen. Allein, wie hart und schädlich ist es, wenn man erst alsdann eine Sache erlernen will, da man sie schon in Ausübung bringen

soll.

soll. In der Jugend muß man sich schon um solche Kenntnisse bewerben, damit man sie mit der Zeit sogleich anwenden kann. Es ist auch recht schändlich, wenn Mädchen bey Unterredungen über diesen Gegenstand gar nichts verstehen, und nichts reden können, und einen gänzlichen Mangel an diesen nothwendigen Kenntnissen verrathen.

Da ihr also, liebe Mädchen! jetzt in einem Alter seyd, wo ihr eben das Spinnen lernet; so will ich euch allererst ganz kurz erzählen, wie der Flachs gewöhnlich gebauet, bearbeitet und zubereitet werde.

Der Lein- oder Flachssaame sind röthlich braune, glattgedruckte, linsenförmige, glänzende Körner. Dieser Saame wird im Monathe April oder May auf einen Acker gesäet, welcher voriges Jahr brach gelegen war, oder worauf Weizen gestanden hatte; denn ein Acker, der zum Flachsbaue wohl taugen soll, darf drey Jahre zuvor keinen Flachs getragen haben. Nach ungefähr zwölf Tagen geht die Saat auf, und wenn sie einmal einen Finger lang ist, wird sie ausgejätet, oder von dem Unkraute gereiniget. Der Lein macht einen Ellen hohen Stängel, und bekömmt blaue Blüthe. Daraus wachsen runde Kapseln oder Bollen, wie man sie nennt. Ehe die Flachsknotten ganz gelb und zeitig werden, wird er sammt den Wurzeln ausgezogen oder ausgerauft, und auf den Acker, oder auf eine Wiese zum Trocknen ausgebreitet. Wann er etwas trocken geworden, wird er in die Scheuern gebracht, und die Knotten oder Bollen werden von dem Stängel gesondert oder gerüffelt. Das Rüffeln geschieht auf folgende Art: Man hat nämlich eine Stange, in welcher sich eiserne Zähne befinden, die beynahe eine halbe Elle lang sind, und dicht neben einander stehen. Durch diese soge-

nannte

nannte Rüffel nun wird der Flachs gezogen, so, daß die Bollen alle abgestreift werden. Diese Bollen, worinn der neue Saame enthalten ist, werden sodann gesammelt, auf saubern ausgebreiteten Tüchern ausgedroschen, oder auf eben solche Tücher bey warmem Sonnenscheine unter freyen Himmel gelegt, daß sie von den Sonnenstrahlen getrocknet, und erhitzt von selbst aufspringen. Die Stängel aber, welche den eigentlichen Flachs ausmachen, werden zusammengebunden, und auf die Röste gebracht.

Rösten heißt, den Flachs in ein Wasser legen, damit er durchgehends naß werde, und nach und nach erweiche. Es kömmt hier viel auf das Wasser an: ist dieses stehend und warm, so röstet der Flachs bald; ist es aber fließend und kalt, so muß er länger darinn bleiben. Nach vier oder fünf Tagen nimmt man ihn aus dem Wasser, wäscht ihn rein aus, und läßt ihn an der Sonne trocknen. Einige Leute wässern aber den Flachs gar nicht, sondern legen ihn bloß mehrere Tage lang auf eine Wiese, damit er von der Nachtluft, dem Morgenthau und dem Regen befeuchtet werde. Bey dieser letztern Art pflegt der Flachs etwas weißer, als bey jener zu werden.

Nach dem Trocknen muß er noch weiter gedörret werden, und dieß geschieht am beßten in eigens dazu geheizten Brechstuben. Auf das Dörren folgt das Brechen mit dem Brechstuhle, wodurch die Stängel zerbrochen, und vom Baste, oder der holzigen Rinde abgesondert werden.

Auf das Brechen folgt das Schwingen. Ein Schwingstock ist ein aufrecht stehendes Brett, das oben in der Rundung ausgeschnitten ist, worüber man eine Hand voll Flachs legt. In der rechten Hand führt man

ein hölzernes breites Schwert, welches man eine Schwinge nennt, und schlägt hiemit nach der Fläche auf den Flachs, damit die Hülsen oder der Bast davon fallen.

Hierauf wird der Flachs gehechelt. Man nimmt nämlich eine Reise, wickelt sich dieselbe zweymal um die vier Finger der rechten Hand, und ziehet das Ende, woran die Knotten gesessen, zuerst durch die Hechel. Die Hechel ist ein rund oder vierecktigtes, auf einem Stuhle befestigtes Brett, worauf eisene Zähne in der Reihe eingesteckt sind. Man hat aber mehrerley Hecheln, wovon die folgende immer feiner als die erstere ist. Der Flachs wird durch drey, vier, fünf und mehr Hecheln gezogen, je nachdem man ihn fein haben will. Der erste ausgehechelte Abgang ist das gröbste Werg, woraus Stricke oder Sackleinwand gemacht werden. Aus dem zweyten und feinern Werge kann man schon einen bessern Faden spinnen, und daraus Küchenzeug und Handtücher u. dgl. machen lassen.

Ist der Flachs gehörig gehechelt, so wird er in kleine Wickeln oder Bändeln zusammen gelegt, und bis zur Zeit des Spinnens fleißig aufbewahrt.

Die Aufbewahrung geschieht am beßten in hölzernen Truhen, oder wohlverwahrten Fässern, in trockenen Gewölbern oder Kammern, und andern dergleichen Plätzen, wo er nicht anlaufen und ersticken kann; denn je länger man ihn so aufbehält, desto schöner wird er, besonders wenn er, nachdem er eine Zeit lang gelegen ist, noch einmal durchgehechelt wird, da dann die noch darinn befindlichen Schaben oder Agen sich um so viel leichter davon absondern lassen.

Die Kennzeichen eines guten Flachses sind übrigens, daß er hübsch lang, nicht rauh und grob, oder

mit vielen Agen durchflochten, sondern schön rein und zart anzugreifen, nicht schwarz oder grünlicht, sondern etwas gelblicht weiß oder silberfärbig sey.

14. Das wißbegierige Mädchen.

Karoline zeigte schon in ihrer frühesten Jugend eine große Begierde zu lernen, und sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Wenn sie etwas Neues sah, so ruhte sie nicht eher, bis sie es genauer kennen gelernt hatte. Konnte sie nicht durch eigenes Nachdenken herausbringen, wozu eine Sache nützlich wäre, und warum sie so seyn müßte, wie sie war, so hörte sie nicht auf zu fragen, bis ihre Wißbegierde befriediget war.

Sehr gern gieng sie in die Schule, und wenn auch das Wetter noch so schlecht war, dennoch scheute sie nie den weiten Weg nach der Schule. Außerordentlich groß war ihre Freude über ein neues lehrreiches Buch. Sie blätterte nicht etwa bloß darinn, wie es viele Kinder machen, sondern sie las es langsam, und mit großer Aufmerksamkeit durch, und daher blieb sie auch nie eine Antwort schuldig, wenn man sie fragte, was in dem Buche enthalten sey.

Beynahe in allen weiblichen Arbeiten, und besonders im Nähen, Stricken und Spinnen war sie sehr geschickt, und um es noch mehr zu werden, wurde sie die Gehülfinn einer Frau, welche sie nur unter der harten Bedingung unterrichten wollte, daß sie ein ganzes Jahr hindurch vom frühen Morgen bis in den späten Abend für sie arbeitete, ohne Bezahlung dafür zu verlan-

langen. Aber als dieß saure Jahr endlich überstanden war, hatte sie auch die Freude, nicht n r sich selbst durch ihrer Hände Arbeit reichlich ernähren zu können, sondern auch ihrer alten kränklichten Mutter eine Stütze im Alter zu seyn. Da ihre Wißbegierde sie antrieb, den Umgang verständiger Menschen zu suchen, von welchen sie lernen konnte; so blieb sie von vielen Thorheiten und Versuchungen bewahrt, und erfreute sich der Achtung und Liebe aller guten Menschen.

15. Die Verleumderinn.

Ottilie wollte sich gerne bey ihren Aeltern und Lehrern beliebt machen: und weil es ihr zu schwer dünkte, und zu lange dauerte, sich durch Fleiß, Sittsamkeit und Redlichkeit diese Liebe zu erwerben; so legte sie sich auf's Verleumden; denn sie hatte bemerkt, daß man sich bey Vielen dadurch auch in Gunst setzen könne, wenn man ihnen von Andern allerley Nachrichten bringt.

Sie fieng also damit an, daß sie alle Kleinigkeiten, jeden unschuldigen Spaß, und jede Unvorsichtigkeit oder Uebereilung ihrer Geschwister bey den Aeltern heimlich angab, und durch ihre Zusätze recht gehäßig vorstellte. Dabey bath sie immer, daß man sie nicht als Angeberinn verrathen möchte, weil sie sonst ihrem Haße ausgesetzt seyn würde. Die Aeltern, welche gegen ihre Kinder aus guten Absichten streng waren, lobten Ottilien, daß sie an den Bosheiten ihrer Geschwister keinen Theil nehmen wollte, und schränkten die Verläumdeten in ihren unschuldigen Vergnügungen im-

 mer

mer mehr ein; aber Ottilie wurde überall vorgezogen, und zu allen Lustbarkeiten zugelassen.

Weil es ihr auf diese Weise bey ihren Aeltern gelungen war, so versuchte sie es nun auch in der Schule. Hier gab sie genau Achtung, welche Schülerinnen von dem Lehrer nicht sehr geliebt wurden, und von diesen wußte sie, hinter ihren Rücken, so viel Böses zu erzählen, daß sie immer mehr von der Liebe ihres Lehrers verloren. Dieser aber hielt Ottiliens Aussage darum für wahr, weil er eben diese Schülerinnen schon von einer schlechten Seite kennen gelernt hatte.

Indessen kam ihre boshafte Verläumdung doch endlich an den Tag. Denn sie verleumdete einst eine sehr brave Mitschülerinn, weil sie ihr die Liebe ihres Lehrers mißgönnte; und da diese Anklage genauer untersucht wurde, entdeckte man die böse Verleumderinn, und bestrafte sie. Auch wollte niemand von der Zeit an mehr mit ihr umgehen, oder ihren Worten glauben.

16. Etwas Weniges von dem Hanfe.

Der Hanf ist nebst dem Flachse eines der nützlichsten Gewächse, womit der gute Gott die Erde segnet. Der Saame davon muß zu Ende des Monats May, oder im Anfange des Junius in ein lockeres, feuchtes und gut zubereitetes Land gesäet werden. Die männlichen und weiblichen Blumen dieses Gewächses stehen auf zwey verschiedenen Pflanzen; der männliche Hanf blühet zuerst, und wird nach dem Verblühen, da er seine Reife erlangt hat, ausgerauft. Der weibliche bleibt so lange

ste-

stehen, bis der Saame reif ist, worauf er ebenfalls ausgezogen wird. Nachdem dieser getrocknet und ausgedroschen worden, wird er mit dem männlichen Hanfe zugleich im Wasser geröstet, gedörret, gebrochen, geschwungen und gehechelt. Zum Gebrauch wird der Hanf in allen Stücken eben so behandelt, wie der Flachs, und erfordert daher keine besondere Beschreibung. Auch kann er durch Anwendung verschiedener Kunstgriffe weißer, feiner und weicher gemacht werden, besonders, wenn man ihn in einem Sauerwasser, das von Kleye und Sauerteig gemacht ist, hernach in einer Lauge von Pottasche einweichet, und zuletzt im Seifenwasser wäscht.

Man webt vom Hanfe Weißzeug, Leinwand, Segeltuch, Sackleinwand, Packtuch u. dgl. Die Seiler machen davon Stricke, Bindfaden, Seile, Gurten u. dgl. Die Schuhmacher und andere Lederarbeiter gebrauchen ihn zum Nähen.

In Italien bedienen sich die Frauenzimmer der Hanfstängel zu Spatzierstöcken. In Rußland und Pohlen wird der Saame geröstet, zerstossen, und mit Salz vermischt als ein Leckerbissen auf Brod gegessen. Der Saame, welcher den Vögeln eine so angenehme Speise ist, giebt auch eine große Menge Oel, welches zum Brennen in den Lampen sehr gut ist.

Legt man in ein fettes, gutgedungtes Erdreich, alle zwey Fuß von einander, in ein Loch ein Par Hanfkörner guter Art, bedeckt die Erde mit Dünger, zieht hernach, wenn die Pflanzen etwas erwachsen sind, die schwächsten aus, und läßt die stärksten stehen, behackt und behäufelt diese, wenn sie etwa zwey Fuß hoch sind, so erreichen sie eine Höhe von zwölf bis vierzehn Fuß, und tragen den schönsten Saamen. In manchen

Ländern sind die Aecker mit solchem Hanfe statt der Einfassung umgeben.

17. Das neugierige Mädchen.

Margarethe war als ein höchst neugieriges Mädchen bekannt, und schon oft hatten sie ihre Aeltern wegen ihrer thörichten Neugierde gestraft. Sobald sie nur das geringste Geräusch auf der Straße hörte, lief sie an das Fenster, um zu sehen, was es gäbe, und eines Tages machte die heftige Neugierde sie so blind, daß sie mit dem Kopfe durch die Fensterscheibe fuhr, und sich sehr beschädigte, indem sie nicht einmal bemerkt hatte, daß das Fenster zugemacht war. Nicht selten verlor sie auf der Strasse ihr Strickzeug, oder was sie eben in der Hand hielt, indem sie hastig lief, um zu sehen, weßwegen sich die Leute versammelten. Beynahe wäre sie einst darüber um's Leben gekommen, denn, indem sie in ihrer Unbesonnenheit zusah, wie ein Ochs, der sich losgerissen hatte, und eben wieder gefangen worden war, mit Stricken gebunden wurde, riß sich das wüthende Thier los, und nur mit genauer Noth flüchtete sich Margarethe in ein Haus, büßte aber doch darüber ihre Schürze ein, welche der Ochs im Vorbeyrennen mit den Hörnern faßte, und ihr vom Leibe riß.

Ihre Neugierde verleitete sie auch zu horchen, und man sah sie oft des Abends unter den Fenstern stehen, um zu hören, was die Leute in der Stube sprechen. Aber bey diesem Horchen lief sie auch einst sehr

übel

übel an: denn ein Mann, der sie dabey ertappte, züchtigte sie ohne Umstände dafür recht derb, und ließ sie dann mit der Warnung gehen: „Künftig horche nicht wieder, sonst hast du noch etwas Schlimmeres zu erwarten“!

18. Die Arbeitsschule.

Die Obrigkeit in einer gewissen Stadt sah ein, daß für die kleinen Bürgersmädchen ein zweckmäßiger Unterricht in der Verfertigung verschiedener weiblicher Handarbeiten eben so nützlich und nothwendig wäre, als die Unterweisung im Lesen, Schreiben, Rechnen, und in andern Lehrgegenständen. Sie beschloß deßhalb mit der Lehrschule auch eine Industrie- oder Arbeitsschule zu verbinden, in welcher die Mädchen von jedem Stande unentgeltlichen Unterricht in nützlichen Handarbeiten erhalten sollten. Zu dem Ende wurde im Schulhause ein helles, gesundes und geräumiges Arbeitszimmer, welches von der Lehrstube ganz abgesondert war, erbauet. Die Handarbeiten, in welchen den Mädchen nach geendigter Lehrstunde Unterricht ertheilt wurde, waren Stricken, Nähen, Spinnen, Sticken, Merken, Knüpfen u. dgl. Die Lehrerinn war eine gar rechtschaffene und verständige Person, die die Arbeiten und Geschäfte, worinn sie Unterricht gab, nicht nur allein sehr wohl verstand, sondern auch die Gabe besaß, sie den Mädchen auf eine verständliche Art mitzutheilen. Während der Arbeit sangen abwechselnd einige der geschicktesten Mädchen

zweck-

zweckmäßige, zum Fleiß und zur Arbeit ermunternde Lieder, oder eines davon las aus einem guten Buche den andern arbeitenden Mädchen etwas Nützliches und Angenehmes vor. Beynahe alle Mädchen der Stadt besuchten diese Schule, und machten sich den Unterricht darinn sehr zu Nutzen. Ganz vorzüglich aber zeichnete sich darunter an Fleiß und Geschicklichkeit Ottilie, eine Kaufmannstochter, aus. Ihre Arbeiten wurden am Ende des Jahres, wo sie bey der öffentlichen Prüfung den anwesenden Gästen vorgewiesen wurden, allzeit am meisten gelobt und bewundert. Ottilie war auch immer des sehr wichtigen, und zur Thätigkeit stark ermunternden Sittenspruches eingedenk:

„Spinnen, Stricken, Sticken, Näh'n,
Mit dem Knüpfeln umzugeh'n,
Und dergleichen lerne ich,
Das bringt einst mein Stand mit sich“.

Aber auch die übrigen Mädchen waren sehr emsig, und verfertigten das Jahr hindurch eine Menge weiblicher Arbeiten, die ebenfalls den vollen Beyfall der Lehrerinn, und anderer Vorgesetzten erhielten. Einige strickten z. B. nur Strümpfe, Strumpfbändchen, Handschuhe, Socken, Gollerchen, Schlafhauben, Kinderhäubchen, Uhrbändchen, Geld- und Arbeitsbeutel, Westen, Kinderröckchen u. dgl. Andere nähten sowohl Manns- als Frauenhemden, Korsetten, Hauben, Brustflecke, Sack- und Halstücher, Schürzen oder Vortücher, Kissenziechen, Leilacher, Vorhänge, und ganze Kinderkleidungen; manche flechteten Schnüre, wirkten Bändchen, und spannen eine Menge Flachs und Wolle.

Manche arme Mädchen, die besonders fleißig waren, verdienten sich auf solche Art mit ihren Handarbeiten oft schon in mancher Woche ein Par Gulden, wovon sie sich dann Brod und Nahrung anschaffen konnten. Dabey wurden sie schon frühzeitig zur Arbeit und Thätigkeit gewöhnt, mithin vom Müßiggange entfernt, und vor vielen Liederlichkeiten und Lastern, in welche viele müßiggehende Mädchen zu verfallen pflegen, bewahrt. Die meisten von denen, welche diese Arbeitsschule in ihrer Jugend ordentlich besuchten, wurden in der Folge, als sie größer wurden, rechtschaffene Gattinnen, musterhafte Hausfrauen, und verständige Mütter. Manche segneten noch in späten Jahren das Andenken derjenigen, welche diese nützliche Arbeitsanstalt errichteten.

19. Ein Lied für Mädchen in der Arbeitsschule.

Erstes Mädchen.

Ich sitze und nähe,
Und o! ich verstehe
Nun immer schon mehr.
Es rauschen die Bäume,
Ich sitze und säume,
Und freue mich sehr.

Zwey-

Zweytes Mädchen.

Ich sitze und pflücke
Mit allem Geschicke
Hier Fädchen heraus.
Das Zeug ist von Seide,
Vom ältlichen Kleide,
Verblichen und kraus.

Drittes Mädchen.

Ich sitze und spinne
Mit fröhlicher Miene
Baumwollenes Garn.
Schnell dreht sich die Spuhle,
Ich sitz' auf dem Stuhle,
Und lasse sie knarr'n.

Viertes Mädchen.

Ich sitze und winde
Geschwinde, geschwinde
Ein Knäuel mit Zwirn.
Und bring' ich's nach Hause,
So giebt es zum Schmause
Wohl Aepfel und Birn.

Fünftes Mädchen.

Ich sitze und stricke
Gar emsig und nicke
Der Nachbarinn zu.
Fein hurtig, ihr Hände,
Viel muß noch zu Ende,
Der Strumpf muß noch zu.

Sechstes Mädchen.

Auch ich lerne stricken;
Es soll mir schon glücken
Mit Strumpfband und Strumpf.
O! wird es gelingen,
Wie werd' ich dann springen!
O! welcher Triumph!

Siebentes Mädchen.

Wer stricken will, stricke!
Ich sitze und flicke
Mein Kleid mir zurecht;
Muß bessern und nähen,
So lang es will gehen!
Die Zeiten sind schlecht.

Achtes Mädchen.

Vernünftig! — ich stopfe
Mit hängendem Kopfe
Die Strümpfe mir heil.
Bald weiß ich's zu machen,
Ihr möget nur lachen:
Es ist mir nicht feil.

Alle.

Man muß sich in Zeiten
Auf alles bereiten,
Und alles versteh'n!
So darf man nicht wandern
Von Einem zum Andern,
Und Hülfe erfleh'n.

Und während wir stricken,
Und nähen und flicken:
Horcht leise das Ohr.
Da giebt es zu hören
Viel nützliche Lehren;
Man lernt, wie zuvor.

So sitzen und schaffen
Wir alle, und gaffen
Nicht um uns herum.
Doch soll es gelingen,
So müssen wir singen
Die Reihe herum.

20. Von der Baum- und Schafwolle.

Die Baumwolle wächst an einem Gesträuche, das alle Jahre gesäet werden muß, und gewöhnlich über eine Elle hoch ist. Es treibt eine rothgelbe Blume, die wie eine Glocke aussieht. Wenn die Blüthe abgefallen ist, kömmt eine Frucht, nämlich eine länglichte Nuß hervor, welche nach etlichen Wochen so groß als ein kleines Hühnerey wird. Wann diese Nuß reif ist, so zerplatzt die Schale in ein Dreyeck, worinn ein Busch schneeweißer Wolle liegt, welche von der Wärme der Sonne dergestalt aufläuft, daß es eine Kugel, so groß, wie ein mittler Apfel, wird. In der Wolle sind ungefähr sieben schwarzgraue länglichte und wollichte Körner eingewickelt, welche so groß als diese sind, und so süß als Nüsse schmecken. Diese Körner

sind der Saame dieses Gesträuches, womit es fortgepflanzet wird.

Es giebt auch Blummwollensträuche, die vier bis sechs Ellen hoch wachsen, und etliche Jahre fortdauern, ehe sie verdorren. Eine Staude trägt gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig volle Kapseln.

Die Baumwolle wächst vorzüglich in Amerika, aber auch in Egypten und Arabien, auf der Insel Maltha, Cypern, und in Sizilien. Bey uns in Baiern und in Deutschland kömmt diese Staude nicht fort; denn es ist dafür die Witterung zu kalt. Sie wird also von diesen Orten her zu uns nach Deutschland gebracht.

Die Baumwolle wird, nachdem sie von den Körnern gereiniget ist, sehr fein gesponnen, und verschiedene Gewebe daraus verfertiget, als Barchent, Kattun, Zitz, Schnopftücher, Halstücher, Strümpfe, Handschuhe, Hauben u. dgl. Auch Lichtdochten werden daraus gemacht.

Obschon hier zu Lande keine Baumwolle wächst, so haben wir doch in unserm Vaterlande verschiedene Bäume, welche Wolle tragen, als: die Pappeln, Albern, Aespen, und alle Arten der Weiden (Felber) welche Wolle freylich nicht so gut, als die obengenannte ist, aber doch sehr wohl benützt werden kann. Es haben schon mehrere geschickte Leute Versuche damit gemacht.

Die Schafwolle wächst an Thieren, nämlich an unsern Schafen.

Das Schaf ist, wie es euch, liebe Mädchen! ohnehin bekannt ist, ein gar gutes und frommes, aber dabey äußerst dummes, jedoch sehr nutzbares Thier, das sich überall, wo es Menschen giebt, aufhält. Wilde Schafe giebt es nirgends, denn sie sind zu dumm

und

und zu schwach, als daß sie der Pflege der Menschen entbehren könnten. Leitet, füttert und weidet man sie nicht recht sorgfältig, schützt man sie nicht vor Hitze und Kälte, vor Regen und Schnee, so werden sie krank, und gehen darauf. Sie müssen auch vor ihren Feinden, den Wölfen, bewacht und beschützet werden. Deßwegen muß an Orten, wo es Wölfe giebt, der Hirt auf der Weide immer bey ihnen seyn, und braucht zuweilen zur Hut noch einen sogenannten Schäferhund.

So sehr aber die Schafe der Pflege und Wartung der Menschen bedürfen, so großen Nutzen schaffen sie dafür; denn alles, gar alles ist von ihnen zu gebrauchen. Sie bringen alle Jahre ein Lamm. Ihre Milch ist sehr fett, und giebt guten Käs, ihr Mist düngt die Erde vortreflich, ihr Fleisch und ihre Eingeweide werden gegessen, aus ihren Därmen werden Saiten für Geigen und Harfen gemacht, ihr Fell giebt gutes Leder und Pergament, aus ihren Klauen und Knochen siedet man Leim, und ihr hartes Fett, welches man Talk nennt, giebt gute Lichter: — und ihre Wolle, weßwegen hier hauptsächlich die Rede ist, wie nützlich ist diese? — Wie viele Menschen kleiden, beschäftigen und nähren sich hievon? Es werden Tücher und Zeuge, Hüte und Filzschuhe, ja die meisten unserer Kleidungen werden daraus gemacht.

Gemeiniglich ist des Jahres einmal, nämlich im May, die Schafschur. Man nimmt das Schaf, bindet ihm die vier Füsse, und schneidet ihm die Wolle mit einer besondern Scheere allenthalben weg. Das gute Thier läßt sich ganz willig scheeren. Ja, es geschieht ihm auch wirklich eine Wohlthat; denn im Sommer würde ihm in diesem dicken Pelze die Hitze ganz unausstehlich seyn. Die beßte Wolle ist am Halse und am

Rücken herab. Ein Schaf giebt gegen ein Pfund Wolle, und oft darüber.

In manchen Gegenden werden aber auch die Schafe zweymal des Jahres, nämlich im Frühling und im Herbste geschoren; aber die Wolle davon ist lange nicht so gut; denn sie ist kürzer, gröber und spröder.

Die beßte und feinste Wolle haben die spanischen Schafe, aber auch die, welche aus England, Frankreich, Pohlen und Schlesien kömmt, ist sehr gut. Die abgeschorne Wolle wird sodann gewaschen und gebleicht, gesponnen und gefärbt, und endlich zu allerley Tüchern und Zeugen verwebt.

21. Nutzen der Arbeitsamkeit.
Ein Gespräch.

Mutter. Wo fehlt's, Hannchen! du bist ja nicht munter?

Hannchen. Ach, liebe Mutter! da habe ich eben einen traurigen Anblick gehabt. Ich gieng mit Sophien in unsern Garten, und da fand ich unterwegs die drey Kinder des Webermeisters Klaus vor ihrer Thüre erbärmlich weinen.

Mut. Wie ist das möglich, Hannchen? Der Mann hat ja so schönen Verdienst, und erst vorige Woche habe ich ihm selbst 10 Thaler bezahlt.

Hannch. Das sagte Sophie auch zu der Nachbarinn, die dabey stand, und den Kindern ein Stück Brod gab.

Mut. Und was antwortete die?

Hannch. Der arme Mann ist wohl recht zu beklagen, sagte sie, er läßt sich's blutsauer werden; aber das heißt ihm alles nichts. Seine Frau ist keine Wirthinn. Sie versteht fast gar nichts von dem, was eine Hausfrau nothwendig wissen muß. Sie kann nicht nähen, nicht stricken, nicht spinnen, ja nicht einmal waschen. Wenn der arme Mann mit seinen Kindern ein reines Hemd anziehen will; so muß er für's Geld waschen lassen. Sind das nicht recht unglückliche Kinder?

Mut. Ja wohl sind sie das. Aber du hast bey dieser traurigen Gelegenheit eine Erfahrung gemacht, die dir auf dein ganzes Leben nützen kann.

Hannch. Und welche, liebe Mutter?

Mut. Die, daß eine Frau, welche kein Geschäft gelernt hat, das zu ihrer Bestimmung gehört, eine verächtliche und unglückliche Kreatur ist. Nun wirst du es mehr, als jemals, begreifen, warum dein Vater und ich dich so unaufhörlich zur Arbeit ermahnen.

Hannch. O ja, liebe Mutter! ich seh' es nun noch mehr ein, daß Sie mich lieb haben, weil Sie mich arbeiten lehren. Aber sagen Sie mir einmal, die vornehmen Kinder, die haben doch wohl nicht nöthig, so vielerley Arbeiten zu lernen? Die können ja alles von ihren Dienstbothen thun lassen?

Mut. Auch für die, Hannchen! ist die Arbeit, so wie für die Armen, unentbehrlich. Denn erstens beschäftiget sie die Arbeit angenehm, da sie sonst vor langer Weile keine angenehme Stunde haben würden, und dann können sie auch das Geld, das sie für Verfertigung ihrer Kleider und ihres Putzes ausgeben müßten, zur Erziehung armer Kinder, und zur Erquickung Kranker

und

und Nothleidender anwenden, und so sich die reinsten Freuden des Lebens verschaffen. Auch das, daß sie wissen, wie schwer, oder wie leicht eine Arbeit ist, lehrt sie gerecht gegen ihr Gesinde seyn, und nicht mehr von ihm fordern, als es leisten kann. Sie wissen den Fleiß alsdann zu schätzen, und zu belohnen. Und die Ausübung dieser Ger chtigkeit schafft einer jeden guten Hausfrau das unaussprechliche Vergnügen, sich von ihren guten Leuten geliebt zu sehen. Dieß Vergnügen würde sie nicht genießen, wenn ihre Befehle nicht auf Kenntniß der Sachen, sondern auf Eigensinn gegründet wären.

Hannch. Nun sehe ich, beßte Mutter! daß die Arbeit für jeden Menschen, wer er auch seyn mag, nöthig und nützlich ist.

Mut. Nicht genug, mein Hannchen! Die Arbeit ist, auch ohne allen Vortheil und das Vergnügen in Anschlag zu bringen, jedes Menschen Pflicht, der Prinzeßinn eben sowohl wie der Hirtentochter. Die Arbeit entwickelt unsere körperlichen und Seelenkräfte; sie macht den Menschen vernünftiger, besser und nützlicher für die Welt. Und dieser Vollkommenheit in unserm Leben immer standhaft nachzustreben, ist unsere Bestimmung!

22. Kenntniß und Gebrauch der Seide.

Die Seide ist ein außerordentlich weicher, zarter und feiner Faden, den ein gewisser Wurm, der Seidenwurm oder die Seidenraupe, spinnet, wenn sie sich

in ihrem Cocon einspinnet, und in dieser Hülle ihre Verwandlung abwarten will. Diese feinen Fäden werden, nachdem vielfältige Arbeiten damit vorgenommen worden, zu allerley Zeugen, Bändern, Putzsachen u. dgl. verbraucht. Nachdem die Seidenraupe oder der Seidenwurm aus dem Ey geschlüpfet ist, wird er so lange mit Maulbeerblättern gefüttert, bis er sich einspinnet. Die Hüllen, worinn er sich eingesponnen hat, nennt man Cocons. Diese Cocons werden hierauf nach ihrer Farbe sortirt, und die von Einer Farbe jede besonders abgehaspelt vermittelst eines eigenen Haspels, der vor einem Mauerkessel mit heissem Wasser, worein man eine Anzahl Cocons wirft, und sie einige Mahl untertaucht, angebracht ist. Allererst bekommt man nun die sogenannte Floretseide, oder das Werg der guten Seide. Sie wird nämlich von den Seidencocons oben abgezogen, und ist ein rauhes Seidengespinnst, womit der Seidenwurm seine Arbeit anfängt. Sie läßt sich nicht abhaspeln. Auf gleiche Weise werden auch die schlechten Cocons, die sich nicht gut haspeln lassen, und aller anderer Abgang mit zu dieser Seide genommen, wovon hernach durch das Sortiren und Kardätschen verschiedene Sorten gemacht werden. Die beßte braucht man zum Einschuße verschiedener ganz und halbseidener Zeuge, zu Bändern, Handschuhen, Strümpfen u. s. w. Hingegen die schlechteste Gattung, die gewöhnlich nicht kardätschet wird, zu Watten, Unterlagen, bey gesteppten Röcken u. dgl.

Sobald sich der reine und feste Faden auf dem Cocon zeiget, so werden die Fäden von acht bis vier und zwanzig Cocons, je nachdem der Faden stark seyn soll, zu einem einzigen Faden zusammen genommen, und ordentlich, wie der leinene Faden, vom Spuhle herab-

gehaspelt. Am Ende bleibt von jedem Cocon eine Hülse übrig, die sich nicht in Fäden auflöset, sondern zur Floretseide zubereitet wird, und die man aus dem Kessel nimmt. Gleich nach dem Haspeln, wenn die Strähne noch feucht sind, muß man sie von den Hülsen reinigen. Es würde aber eine Verwirrung der Fäden entstehen, wenn man die Strähne naß vom Haspel nähme; daher man sie auf dem Haspel trocken werden läßt.

Dieses ist die rohe Seide, die von Natur verschiedene Farben hat; denn sie ist weiß, schwefelgelb, goldgelb, grünlich, blau, fleischfärbig u. s. w. Indessen sind diese natürlichen Farben nicht beständig, sondern verändern sich in der Zubereitung, und wenn die Seide hernach in der Seife gekocht wird.

Die rohe Seide ist nach ihrem Vaterlande, worinn sie erzeugt wird, auch von verschiedener Güte. Die feinste und beßte ist die Chinesische; dann folgt die Seide aus der Levante, die über Persien und Kleinasien kömmt, und nach dieser die Italienische, und zuletzt die in Frankreich und Deutschland gewonnene.

23. Der schöne Denkspruch.

Juliane pflegte an Sonn- und Feyertagen, wenn andere Frauen des Sommers nach dem Gottesdienste und Nachmittags herumgiengen, und die Zeit mit unnützem und ärgerlichem Geschwätze zubrachten, unter Singen ihre und ihres Mannes, wie auch der Kinder Wäsche, Betten und Kleider zu benähen und auszubessern, oder

auch zu stricken. Wenn nun andere Nachbarinnen sich darüber aufhielten, und sie einluden, in solcher Zeit mit ihnen zum Tanze, oder zu einer Lustbarkeit auf ein benachbartes Dorf zu gehen; so pflegte sie sich mit diesem schönen und wahren Denkspruche zu entschuldigen: „**Wer sich ehrlich will ernähren, muß viel flicken und wenig verzehren**". Und bey solchen Gesinnungen gieng es ihr und ihren Kindern immer sehr wohl.

24. Vom Spinnen.

Zu den ersten und nützlichsten weiblichen Künsten gehört das Spinnen. Die Fabel macht eine Göttinn zur Erfinderinn dieser Kunst: und in der That verdient sie ihres ausgebreiteten Nutzens wegen die Ehre göttlichen Ursprungs genannt zu werden. Unsere meisten Kleidungsstücke sind gewebt, wozu folglich die Fäden vorher gesponnen werden mußten. In alten Zeiten spann und webte jede Hausfrau für ihre Familie, und selbst Fürstinnen schämten sich nicht, sich mit dieser Beschäftigung abzugeben. Und wem sollte nicht die schöne Schilderung des Königs Salomo hierbey einfallen, wenn er unter die vortreflichen Eigenschaften einer guten Gattinn auch diese rechnet: „Sie geht mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen; sie streckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel; sie fürchtet sich ihres Hauses wegen nicht vor dem Schnee; denn ihr ganzes Haus hat zweyfache Kleidung, sie macht sich selbst Decken: weiße Seide und Purpur ist ihr Kleid. Sie wird gerühmt werden von

den

den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben". — Seht, Mädchen! so ehrwürdig könnet ihr am Spinnrocken werden, und euch durch Fleiß nicht nur Brod und Unterhalt erwerben, sondern auch sogar um die Nachwelt durch euer gutes Beyspiel verdient machen. Zudem ist das Spinnen mehr eine angenehme Unterhaltung und ein Zeitvertreib, als eine mühsame Arbeit zu nennen. Wie geschwind verstreicht nicht der lange Winterabend, wenn man am Rädchen sitzt und spinnt, und sich dabey etwas Nützliches und Unterhaltendes vorlesen läßt, oder ein Liedchen dazu singt! Der Spinnrocken war daher schon im tiefesten Alterthume das Sinnbild des weiblichen Geschlechtes, und man pflegte, wenn man die Leiche einer vornehmen Frau beerdigte, ihr einen Spinnrocken mitzugeben.

Es ist hier nicht der Ort, euch eine besondere Beschreibung von dem Verfahren beym Spinnen selbst zu geben; ihr könnet dieß leichter von euern Aeltern oder von einer andern Lehrmeisterinn erlernen, als es hier schriftlich geschehen kann; eben so wenig kann ich euch durch Worte die Werkzeuge zum Spinnen so deutlich abbilden, daß ihr nicht durch's eigene Gesicht eher und richtiger einen Begriff davon bekommet; man hat eigentlich deren nur zwey, nämlich die Spindel und das Rädchen. In unsern Gegenden ist größtentheils das Spinnen mit dem Rädchen gebräuchlich. Man pflegt es mit dem Fuße zu treten, und mit der Hand nur die Fäden aus dem Flachsrocken auszuziehen. Die gleiche Anlegung des Rockens, da die Flachsfäden, so viel möglich, in gleicher Lage unverworren darum gelegt werden müssen; und die gleiche Ausziehung der Fäden machen die größte Kunst einer guten Spinnerinn aus; denn nur das Garn, welches durchgehends gleich, und ohne Knotten ist, wird hochgeschätzt.

25. Ein Lied beym Spinnen.

Surre, surre, surre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Spinne, Mädchen, lang und fein,
Fleißig, fleißig mußt du seyn;
Alles ist jetzt theuer.

Surre, surre, surre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Webe, Mädchen, zart und fein
Dir ein Kleid aus eignem Lein,
Zu der Osterfeyer.

Surre, surre, surre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Frühling ist schon vor der Thür',
Ackermännchen sind schon hier,
Und das Garn ist theuer.

Surre, surre, surre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Leinwand kühlt im Sommer fein,
Wäscht sich leichter blank und rein,
Geht sich's da nicht freyer?

Surre, surre, surre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Fleiß ist guten Mädchen Spiel;
Spinnt man brav, gewinnt man viel,
Spart sich manchen Dreyer.

Surre, surre, surre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Frohen Muths, im Herzen rein,
Fleißig, fromm und sittsam seyn,
Macht uns lieb und theuer.

26. Noch ein Spinnlied.

Frisch, o Mädchen, dreht das Rad,
Schön Gewand zu weben!
Fein zum Staat
Spinnt den Draht,
Fein und fest und eben.

Lacht im warmen Kämmerlein,
Ob der Nordwind murre!
Uns erfreu'n
Schwänk' und Reih'n
In des Rads Gesurre!

Mädchen, singt von Mädchentand,
Singt den Schlaf darnieder!
Fuß und Hand
Fliegt gewandt
Nach dem Takt der Lieder!

Mädchen scherzen noch mit Fug
Froh in Jugendfülle!
Früh genug
Alt und klug
Trägt man einst die Brille.

Frisch

Frisch den Knottenflachs getrillt,
Fein, wie Sommerfädchen!
Heimchen schrillt
Nicht so wild!
Wir sind wackre Mädchen.

27. Die ungleichen Schwestern.

Luise und Emilie waren zwey Schwestern. Luise war ungemein schön, gut gewachsen, und von vorzüglicher Gesichtsbildung. Wer sie nur sah, dem gefiel sie. Dieß hätte sie ermuntern sollen, doppelt dankbar gegen Gott, und doppelt gütig gegen ihre Mitschwestern zu seyn. Allein, unglücklicher Weise wurde sie eitel und stolz, und verachtete alles gegen sich. Statt gute und nützliche Dinge zu lernen, dachte sie nur an ihren Putz, und vernachläßigte über der Schönheit ihres Körpers die Schönheit ihrer Seele.

Emilie, ihre Schwester, war nicht so schön gebildet; aber aus ihrem ganzen Wesen, aus allem, was sie sagte und that, leuchtete Sanftmuth, Menschenliebe, Unschuld und Heiterkeit hervor. In allen ihren Bewegungen war sie leicht, gewandt und gefällig. Auch dem Geringsten begegnete sie höflich und bescheiden. Sie nähte fertig, strickte schön, spann einen herrlichen Faden, wusch und bögelte, daß es eine Lust war, und war eine trefliche Haushälterinn. Wo sie hintrat, herrschte Ordnung, Reinlichkeit, fröhliche Arbeit und Leben.

Gegen welche von beyden fühlt man wohl mehr Hochachtung, Zutrauen und Liebe?

28. Ein Lied beym Haspeln.

Die Zahl ist voll, nun komm' ich an,
Und hasple, was ich haspeln kann.
Frisch geht es fort, ohn' Rast und Ruh';
Die Kleinen sehen freundlich zu.

Die Zahl ist voll, nun bin ich dran,
Und hasple, was ich haspeln kann;
Und schlägt der Knopf, so bindest du,
Du, Kleine, mir das Hundert zu.

Die Zahl ist voll, ich bin daran,
Und hasple, was ich haspeln kann;
Und seh' wohl zu, daß jeder Strang
Grad überläuft den Haspel lang.

Die Zahl ist voll, noch bin ich dran,
Und hasple, was ich haspeln kann;
Und schlägt der Knopf zum zehntenmal,
So hab' ich meine volle Zahl.

Die Zahl ist voll! nun haspelt fort!
An deinem ausgemachten Ort'!
Hier ist der Strang, — wie fein und glatt!
Wohl dem, der solche Stränge hat.

29. Vom Weben der Leinwand.

Die Leute, welche das gesponnene Garn zu Leinwand verarbeiten, heissen Weber. Man kann zum Verweben nicht nur grobes oder werriges, und feines oder flächsenes Garn, sondern auch baumwollenes, ja selbst seidenes Gespinnst geben, und man erhält davon mancherley Gewebtes, zu Leib- Tisch- und Bettwäsche, zu Hausgeräthe und Kleidungsstücken.

Die beßte Hausleinwand für gemeine Leute ist, wenn man von festem flächsernen Garn zum Aufzuge, und schönes, reichwerriges zum Einschlage nimmt; nur ist dabey zu merken, daß das flächserne Garn sehr fest seyn muß, weil es sonst unter der Arbeit mehr zerreißt, als wenn ebenfalls flächsernes Garn eingeschlagen wird. Bessere Hausleinwand giebt es wohl, wenn beydes, Kette und Einschlag, von gutem flächsernen Garne ist, und trifft man es auf diese Art, daß eben so viel Garn zum Einschlag als zum Aufzug genommen wird, so erhält man eine vortrefliche Leinwand, die zu Hemden und Bettzeuge sehr weich und geschmeidig ist; man kann aber am beßten bemerken, ob dieß gleiche Maaß getroffen worden, wenn man die Leinwand gegen das Licht hält, und die Fäden ein gleiches Viereck formiren.

Man kann auch mancherley bunte Leinwand machen lassen, wenn man entweder türkisches oder anderes färbigtes Garn zwischen das weiße nimmt. Ob man nun gleich in den Städten das erstere zum Kauf bekömmt, und zu dem letztern hier und da sehr geschickte Färber findet; so ist es doch vortheilhafter, wenn auch

hie-

hievon eine Hausfrau hinlängliche Kenntnisse besitzt, um sich nach ihrem Belieben Farben, Fassonen und Abänderungen zu schaffen, und der weibliche Erfindungsgeist findet hier ein weites Feld vor sich, sich in gefälligen Mischungen der Farben oder in zierlichen Mustern hervorzuthun. Und dieser Wettstreit unter fleißigen Hauswirthinnen, sich in schönen Leinen zu übertreffen, würde gewiß größeren Nutzen für das Hauswesen, und ihnen selbst wahrlich mehr Ehre bringen, als wenn sie sich nur um den Vorzug in ausländischen Bändern und Moden streiten.

Die ächten Farben, vorzüglich aber das dunkelblaue Garn, pflegt man zuvor, ehe man es dem Weber übergiebt, mit siedendem Wasser zu brühen, damit es nachher unter der Arbeit nicht so sehr abfärbt, und die weißen Streifen unrein und unscheinlich macht. Soll aber die Leinwand nur von Einer Farbe, als dunkelblau u. s. w. seyn, so braucht es eben nicht von schon gefärbtem Garne gewebt zu werden, sondern man färbt es nachher erst nach Gefallen. Gewöhnlich pflegt man diese gefärbte Leinwand auch zu glätten, und dieses ist nun wieder eine Verrichtung, die eine Hausmutter mit ihren Dienstbothen übernehmen kann; denn ist die Leinwand fein, so kann man sie ohne Schwierigkeit glätten, und macht sich dabey eine gute Bewegung, welche die Gesundheit befördert, und nach welcher das Essen noch einmal so gut schmeckt, als sonst. Wir haben auch schon gehört, daß es noch andere Materialien zum Verweben giebt; wir erinnern nur noch die Floretseide, Baumwolle und Wolle, welche eine sehr gute Sommer- und Winterkleidung liefern, wenn sie mit Leinengarn vermischt werden. Wenn Seide oder baumwollenes Garn in das leine eingeschlagen werden soll, so muß das letz-

tere

tere sehr fest seyn, sonst wird es von dem erstern zerschnitten. Dergleichen weiße Leinwand mit Baumwolle vermengt, ist außerordentlich warm und weich; daher es sich zu allerley Kleidungsstücken gut gebrauchen läßt. Und man kann sie, wenn man Seide oder Wolle dazwischen nimmt, den Zeugen ziemlich nahe bringen, besonders, wenn man sich mit guten Farben und artigen Mustern Mühe giebt.

So ist dieß z. B. ein sehr hübscher Leinzeug, wenn man den Aufzug und Einschlag von buntem Garne macht, und sechs oder acht Fäden dazwischen schlägt. Einen andern schönen ächten aschgrauen Leinzeug erhält man, wenn man schwarz seidene Lappen klein zupfet, zwey Theile von dieser Seide, und drey Theile weiße Baumwolle unter einander kämmet und spinnet; diese Farbe geht auch nicht durch's Waschen aus. Weiße Leinwand kann man auch mit kattun- oder zitzähnlichen Mustern und Farben bedrucken, und man hat schon manche eigene Fabriken zu dieser Art Druckerey; doch können sich Hausmütter selbst damit befassen; und wenn sie es auch schon nicht zu jener Vollkommenheit dabey bringen sollten; so ist es doch sehr vortheilhaft, wenn man abgenützte Bett- und Tischtücher durch solches Drucken wieder auffrischt, und zu Kinder- oder Dienstbothensachen anwendbar machen läßt.

Eine besondere Art von Leinwand ist auch der Drell oder Zwillig, welcher zu Tischtüchern, Servieten, Bettüberzügen und Handtüchern gebraucht wird; der gemeine Zwillig hat gewisse Muster oder Formen, der gezogene oder Damastzwillig aber Blumen oder Figuren: daher nicht jeder Weber fähig ist, dergleichen zu machen; auch muß der Weberstuhl besonders dazu eingerichtet seyn.

30. Wie gut ist es für ein Mädchen, wenn es in der Jugend etwas gelernt hat; und wie nachtheilig und schädlich ist die Unwissenheit!

Juliane und Ernestine, zwey Schwestern, hatten in ihrer Jugend die schönste Gelegenheit, alles zu lernen, was gebildete Mädchen wissen und können sollen; denn ihre Aeltern waren wohlhabend, und konnten ihnen den beßten Unterricht geben lassen. An ihrer Mutter hatten sie überdieß die vortreflichste Lehrmeisterinn, und das nachahmungswürdigste Muster in allen weiblichen Geschicklichkeiten und wirthschaftlichen Kenntnissen. Die kluge Juliane benützte auch diese gute Gelegenheit, und bildete sich zu einem sehr geschickten und brauchbaren Mädchen. Für Ernestinen aber gieng alles verloren, was man an ihre Erziehung und Bildung wendete. Sie hatte durchaus keine Lust etwas zu lernen. „Wozu brauche ich denn so viel zu wissen, was mir der Schullehrer vorträgt? Warum soll ich denn Spinnen, Stricken, Nähen oder Kochen lernen? Giebt es denn dafür nicht Mägde und Dienstbothen, die solche niedrige Arbeiten verrichten können? Sind meine Aeltern nicht vom vornehmen Stande? Werde ich nicht Leute halten können, die für mich arbeiten"? — So dachte die einfältige Ernestine. Und wenn Juliane nähte oder spann, oder ihrer Mutter in der Wirthschaft an die Hand gieng; so lachte Ernestine darüber, und spielte indeß mit ihren Puppen, oder tändelte mit andern Sachen. Allein, Ernestine sollte bald erfahren, wie sehr sich Unwissenheit selbst bestraft.

Juliane war fünfzehn und Ernestine sechzehn Jahre alt, als plötzlich ihr Vater starb. Er hinterließ zwar keine Schulden, aber auch nur wenig Vermögen; denn die Einkünfte seines Amtes hatten nur immer zugereicht, ohne daß er etwas hätte ersparen können. Ein Haus und ein Gärtchen dabey — das war fast alles, was Julianens und Ernestinens Mutter jetzt ihr Eigenthum nennen konnte. Wollten sich daher Mutter und Töchter anständig erhalten; so mußten sie von der Arbeit ihrer Hände leben. Jene schämte sich auch gar nicht, ihre Bekannten zu bitten, daß sie ihr doch die Arbeit zuwenden möchten, wenn sie etwas zu sticken, oder feine Sachen zu nähen, zu waschen und zu bögeln, oder Putz zu machen hätten. Jedermann wußte, daß sie sich auf alle diese feine weiblichen Arbeiten recht gut verstand, und auch ihre Tochter darinn unterwiesen hätte. In Kurzem hatte sie auch für sich und Julianen so viel zu thun, daß sie Geld genug einnahmen, um anständig leben zu können.

Aber was machte die unwissende Ernestine? — Sie war sehr unglücklich. Nun lernte sie einsehen, wie schimpflich Unwissenheit und Ungeschicklichkeit sey. Sie schämte sich, daß sie sich von ihrer Mutter und Schwester mußte ernähren lassen. Wie bereute sie es jetzt, daß sie die köstliche Zeit ihrer jüngern Jahre so vertändelt und verschwendet hatte! Sie wollte nun noch alles Versäumte nachhohlen. Sie wollte nähen, sticken, Putz machen, kurz alles noch lernen. Sie fieng auch Verschiedenes mit vielem Eifer an; aber selbst das Leichteste ward ihr blutsauer, und sie merkte bald, daß sie es in keiner Sache mehr weit bringen werde. Doch wollte sie wenigstens die Küche besorgen, damit Mutter und Schwester ohne alle Störung arbeiten könnten.

Aber

Aber auch in der Küche war sie unbrauchbar. Erst nach vielen verunglückten Versuchen lernte sie einige gewöhnliche Speisen leidlich zubereiten, wobey sie aber immer noch die Geduld und Zurechtweisung ihrer Mutter oder Schwester nöthig hatte. Einmal hätte Ernestine durch ihre Unwissenheit das größte Unglück anrichten, und das Haus in Brand stecken können, wenn nicht die klügere Juliane noch glücklicher Weise dazu gekommen wäre. Sie hatte nämlich einiges Schmalz über dem Feuer stehen, und war davon weggegangen, ohne an die Gefahr zu denken, die daraus entstehen könnte. Als Juliane von ungefähr in die Küche kam, war das Schmalz von der herüberschlagenden Flamme angebrannt. Noch war es Zeit, der Gefahr vorzubeugen. Allein, hätte Juliane es nicht bemerkt, so würde die lodernde Flamme sicher großen Schaden angerichtet haben. Die sanfte, schonende Mutter sagte weiter nichts, da sie es erfuhr, als die Worte: „Sieh, Ernestine! so macht uns Unwissenheit nicht nur selbst unglücklich, sondern wir kommen auch durch sie in Gefahr, andere unglücklich zu machen"! Aber Ernestinen giengen diese Worte durch Mark und Bein.

Die gute Mutter hatte sich indessen bey ihren Arbeiten zu sehr angegriffen. Oft saß sie mit Julianen bis tief in die Nacht, und nähte. Die junge kraftvolle Juliane konnte diese Anstrengungen wohl aushalten; aber die schon älternde Mutter wurde von Tag zu Tag schwächer. Es währte nicht lange, so mußte sie sich legen. Eine gefährliche Krankheit zeigte sich. Nach einigen Wochen, in denen Ernestine nicht von ihrem Bette, und Juliane nicht von ihrem Arbeitstische gekommen waren, fühlte die kranke Mutter, daß sie bald sterben werde. Wenige Augenblicke vor ihrem Tode

rief

rief sie ihre Töchter noch einmal allein an ihr Bette, und sagte mit schwacher Stimme: „Ach Juliane! Ernestine! Ich muß euch nun verlassen, — Wie wird es euch nach meinem Tode gehen! Ich sterbe mit bangen Besorgnissen. — Du, Ernestine, machst mir mein Ende schwer! Juliane wird ihr Fortkommen wohl finden. Geschicklichkeit und Fleiß lassen selten darben. Aber, was wird aus dir werden, arme Ernestine“? — Ein tiefer Seufzer unterbrach hier die Sterbende. Es war ihr letzter. Sie starb in den Armen ihrer trostlosen Töchter.

Ihre letzten Worte giengen bald in Erfüllung. Während ihrer Krankheit lernte der Arzt des Ortes, ein junger braver Mann, die thätige und geschickte Juliane kennen, und heurathete sie bald nach dem Tode der guten Mutter. Juliane wollte ihre Schwester Ernestine zu sich nehmen; aber diese schämte sich, ihr zur Last zu fallen. Sie vermiethete sich als Kinderwärterinn, weil sie zu keinem andern Dienste geschickt war. So verlebte Ernestine ihre schönsten Jahre im Dienste fremder, oft unbilliger und hartherziger Leute, und als sie endlich alt und schwach wurde, mußte sie doch das oft wiederhohlte Anerbiethen ihrer Schwester annehmen, und sich von dieser bis an ihren Tod ernähren lassen.

31. Vom Bleichen.

Die fertig gewebte Leinwand hat theils von der hineingebürsteten Schlichte, theils und hauptsächlich vom

Gar-

Garne selbst eine unangenehme graue Farbe. Man sucht sie also weiß zu machen, oder zu bleichen.

Ehe man die Leinwand dem Bleicher übergiebt, muß man sie, um die Schlichte, und andere Unreinigkeit herauszuschaffen, etwa zwölf Stunden lang in einer lauigten Lauge einweichen, und dann wohl eine Stunde lang heiß ausbrühen, und sodann im frischen Wasser auswaschen. Nachher übergiebt man sie dem Bleicher, wenn man nicht selbst hiezu Gelegenheit hat. Die Leinwand wird auf einem mit Grase bewachsenen Platze mit Pflöcken aufgespannt, und so oft mit Wasser begossen, als sie trocken geworden ist. Bey dem Verdünsten des Wassers zieht die Luft und die Sonne die Unreinigkeiten vollends hinweg, so, daß die Leinwand endlich ganz weiß wird. Es gehen aber wohl 4 bis 5 Wochen darauf, ehe sie ihre vollkommene Weiße erhält. Während der Bleiche ist hauptsächlich zu sorgen, daß die Leinwand wohl begossen, täglich umgewendet, und während der ganzen Bleichzeit noch ein Parmal ausgelauget werde. Von der Beschaffenheit des Wassers hängt vieles bey der Bleiche ab, denn wo reines und weiches Wasser ist, geht die Bleiche viel besser, als bey hartem und mit fremden Theilen vermischtem Wasser vor sich.

Ein Hauptfehler ist, daß manche die Bleiche mit Kalk befördern; denn der Kalk frißt nach und nach den Faden, die Leinwand wird mürbe, und verliert ihre Haltbarkeit; und überdieß bekömmt die Wäsche nachher eine gelblicht rothe unangenehme Farbe.

Zuletzt, wenn die Leinwand von der Bleiche gekommen, kann man noch einen Hauptvortheil, die Säuerung, anwenden. Die gebleichte Leinwand wird nämlich in einen Bottich oder Zuber gethan, und sauere

Milch darauf gegossen, und mit Füssen getreten, oder eingepocht, bis sie völlig durchdrungen und naß ist. Wenn sie auf diese Art wohl durchgearbeitet ist, läßt man sie noch einige Stunden so stehen, und endlich wird sie im reinen Wasser ausgewaschen, und hübsch getrocknet. Nach dem Bleichen wird die Leinwand gebläuet und gemandelt.

Mit dem Bleichen des Garns verfährt man größtentheils eben so, wie mit der Leinwand.

32. Die Mädchen im Garten.

Eine Mutter lebte in einem Landstädtchen mit ihren beyden Töchtern, Laurette und Elise, welche sie von Jugend auf zur Arbeit gewöhnte. Sie machte die Einrichtung, daß ihre Töchter nicht nur nähen und stricken, spinnen und kochen, sondern auch die Geschäfte im Küchen- oder Wurzgarten, der nächst ihrem Hause angelegt war, besorgen sollten, damit sie auf solche Art schon in der Jugend die nöthigsten Kenntnisse von der Küchengärtnerey bekämen. Zu dem Ende hielt sie ihre zwey Töchter schon frühzeitig dazu an, daß sie unter Aufsicht alle Geschäfte und Arbeiten, die der Garten erforderte, mit eigenen Händen verrichten, also graben, düngen, säen, pflanzen, jäten, hacken und begießen mußten. Nur alsdann durften sie sich helfen lassen, wenn sie zu einem nöthigen Geschäfte nicht Leibeskräfte genug hatten.

Beyde Mädchen fanden auch viel Vergnügen an diesen Arbeiten. Sie standen oft schon früh auf, um

in ihrem Garten zu arbeiten, und sobald sie aus der Schule kamen, suchten sie keinen andern Spielplatz, als ihre Gartenbeeten, wo sie fast drey Vierteljahre lang immer etwas zu thun hatten.

Elise baute und erzog in den für sie bestimmten Beeten größtentheils solche Gewächse, deren Wurzeln besonders nützlich sind. Sie säete weiße, gelbe und rothe Rüben, auch baierische Rüben, welche hie und da eine sehr beliebte Speise sind; ferner Meerrettig oder Kren, und verschiedene andere Arten Rettige: ingleichen Kohlrüben, Zellerie, Zwiebeln, Pore, Knoblauch, Petersilien- und Pastinackwurzeln, auch Zuckerwurzeln. Außerdem hatten sie ein Beet mit Erdäpfeln, und ein anders mit grossen Erdrüben besteckt. Wenn nun dieses Wurzelwerk so groß geworden war, daß man es brauchen konnte; so zog es Elise aus der Erde, putzte es ab, und gab es ihrer Mutter, welche dasjenige davon, was sie nicht selbst für's Haus brauchte, mit andern Früchten auf den Markt schickte, um es zu verkaufen. Auch gieng Elise bisweilen selbst mit auf den Markt, um es zu lernen, wie man sich bey dem Einkaufe und Verkaufe zu betragen habe.

Das erste Jahr mußte Elise den Saamen zu ihren Wurzelgewächsen von der Mutter kaufen lassen. Hernach aber bestimmte sie ein eigenes Plätzchen des Gartens zu Saamenwurzeln, und erzog sich also selbst so viel Saamen, auch wohl mehr, als sie brauchte; daher sie den Ueberfluß entweder auch verkaufen, oder guten Freundinnen damit aushelfen konnte.

Laurette betrieb vorzüglich den Anbau solcher Pflanzen, deren Blätter von den Menschen entweder zur Nahrung, oder zur Würze der Speisen, oder auch zur Arzney gebraucht werden. In ihren Beeten fand man

also weißes und rothes Kraut, Braunkohl, Welschkohl, Schnittlauch, Spargel, desgleichen Spinat, Salat, und viele andere Gewächse, die man Suppenkräuter nennt, als Petersilie, Körbelkraut, und dergleichen Gewürzkräuter in Menge, z. B. Pfefferkraut, Majoran, Rosmarin, Tymian, Kümmel, Fenchel, Senf, Anis, und auch verschiedene Arzneykräuter, als: Melisse, Münze, Ysop.

Die lieben Gärtnerinnen pflanzten und erzogen auch verschiedene Blumen. Diese gaben dem Garten eine gar schöne Zierde. Die Wartung und Besorgung derselben machte den guten Mädchen zwar viele Mühe: aber weil sie Lust dazu hatten, so ward es ihnen, wie alles, wozu man Lust und Freude hat, nicht sauer. Einige Blumen wachsen aus Zwiebeln, welche sie zu bestimmter Zeit in die Erde legen, und wieder herausnehmen mußten, als Tulipanen, Narzissen, Hiazynthen, Ranunkeln, manche Arten der Lilien. Andere werden alle Jahre von neuem gesäet und gepflanzt, z. B. die Balsaminen, die wohlriechenden Wicken u. dgl. Die schönen Nelken werden alle Jahre abgelegt oder gesenkt. Manche bestocken sich, und müssen daher von Zeit zu Zeit auseinander genommen, und weiter verpflanzt werden, als die Aurickel und die Veilchen. Verschiedene mußten sie im Winter pflegen, z. B. die Levkojen. Doch giebt es auch einige, welche den Winter aushalten, und ohne sonderliche Wartung alle Jahre wieder blühen, als: die Rose, die Strauswicke, der türkische Hollunder. Solche pflanzten Elise und Laurette in die Ecke des Gartens, damit sie durch das Umgraben der Beeten nicht gestört werden möchten.

Ihre Mühe blieb aber doch nicht ganz unbelohnt. Es fanden sich oft Leute, die ihnen einen Blumenstock

ab-

abkauften. Auch aus den Saamen und Pflanzen, die sie übrig hatten, konnten sie bisweilen Geld lösen. Wenn die Mädchen im Städtchen sich putzen wollten, so kamen sie zu Lauretten und Elisen, kauften ihnen Blumen ab, und flochten daraus Kränze und Sträuße. Ueberdieß wurde der Garten dieser fleißigen Mädchen im ganzen Städtchen allgemein als der schönste anerkannt. Die Leute lobten den Fleiß der braven Gärtnerinnen, und darauf thaten sich Elise und Laurette wohl etwas zu Gute.

33. Luise, oder die Freude der Aeltern an guten Kindern.

Luise zählte jetzt schon vierzehn Sommer,
Die ihr, wie so viel Tage, schnell entflohen.
Ihr Herz für jede Tugend so erwärmt,
Sprach aus dem offnen und bescheidnen Blicke.
Mit jedem Liebreiz reichlich ausgeschmückt,
War sie ganz unbekannt mit Stolz und Eitelkeit.
Der Aeltern Wunsch aus ihrem Aug' zu lesen,
Mit milder Freundlichkeit ihm noch zuvorzukommen,
Durch Güte und Gefälligkeit die Freundinnen
Mit jedem Tag noch stärker zu gewinnen,
Der Wahrheit und der Tugend schöne Lehren
Dem Herzen tiefer, ewig einzuprägen;
Das war bis jetzt ihr schönes Tagewerk.
Es war an einem heitern Sommermorgen,
Als sie an ihrer frommen Aeltern Seite
Den Gipfel eines nahen Berg's bestieg.
Dort lag an einem bunten Wiesenanger

Ein freundlich Dörfchen unter stolzen Bäumen.
Hier hüpfte eine große Wollenheerde
Bey dem Schalmey'ngesang der frohen Hirten.
Da zog der Schnitt'rinn lauter Haufen
Hinaus zum schweren, gold'nen Aehrenfeld.
Die Freude glänzte aus des Mädchens Augen,
Und frohe Zähren flossen von den Wangen.
Mit stiller Wonne weilten auf dem Kinde
Der Alten dankerfüllten Blicke.

So sieht der Ewige mit Wohlgefallen
Auf heil'ge Tugend freundlich nieder.
„Kind", sprach der Vater d'rauf mit süssen Worten,
„Du warst hienieden unsre höchste Freude,
„Und wirst, so hoffen wir zu Gott, es ewig seyn.
„Sieh, groß und schön ist unsers Gottes Erde,
„Und für die Unschuld blühen tausend Wonnen.
„Im sanften Weh'n des kühlen Abendwindes,
„Und im Gewittersturm fühlt sie sich näher
„Dem Gütigen, der Licht und Dunkel mischte.
„Ihr Auge blickt mit seligem Entzücken
„Hinüber in der Ewigkeiten Thäler,
„Und labt sich an der Zukunft Seligkeit.
„O, laß die Unschuld dein Gefährte seyn!
„Bald oder spät schlägt unsre Sterbestunde,
„Und du, Geliebte, wallst allein hienieden.
„Du weinst! doch trockne deine fromme Thränen,
„Du gehst nicht ganz verlassen deine Pfade.
„Unsichtbar schwebt um dich der Mächtige,
„Und schützet dich, wenn du die Tugend liebest.
„Nicht immer wird dein Fuß auf Rosen gehen:
„Doch bebe nicht: auf Leiden folget Segen,
„So, wie die Sonn' auf schwarze Nächte folget.

„O

„O Seligkeit für uns! wenn unschuldsvoll
„Wir dort dich ewig in die Arme schließen"!
So sprach der Greis; es schwur die fromme Tochter
Mit halb erstickter und gerührter Stimme,
Der Tugend treu zu seyn im Leben und im Sterben.

34. Vom Waschen, Stärken und Bögeln.

Marianne war niemals geschäftiger und unverdroßner, als wenn sie eine Wäsche anstellen wollte. Weder ihr Mann, noch ihre Kinder, noch sonst jemand wurde dabey vernachläßiget; vielmehr verdoppelte sie alsdann ihre Aufmerksamkeit auf alles im Hause, und ließ es Niemanden empfinden, daß es ihr sauer wurde. Trug es sich zu, daß gerade zu der Zeit, da sie wusch, das Wetter umschlug, und ihr das Waschen und Trocknen erschwert wurde, so blieb sie sich doch immer gleich, und ihr Gesicht war gegen Jedermann so heiter, als ob es das allerbeßte Wetter von der Welt zum Trocknen wäre.

Einst bezeigte eine sonst gute Frau, die aber die Bequemlichkeit etwas stark liebte, ihre Verwunderung darüber, daß sie sich so eine Unruhe auf den Hals ladete, und meynte, sie könne ja leichter davon kommen, wenn sie ihre Wäsche außer dem Hause um Lohn, oder für ein Jahrgedinge waschen ließe. „Das werd ich", antwortete Marianne, „wenn mich nicht besondere häusliche Umstände dazu nöthigen, gewiß niemals thun. Meine brave Mutter, Gott lohne sie dafür im Himmel, hat mich so erzogen, daß mir Arbeiten zur Lust gewor-

den

den ist, und daß ich niemals verdrüßlich werde, und sollte es mir auch noch so sauer werden. Zudem habe ich auch die Hälfte meines Lebens mit Sammlung meines leinenen Zeuges zugebracht, und kann es größtentheils als ein Werk meiner Hände ansehen; wer wird es mir also verdenken, wenn ich viel darauf halte, und es lieber selbst im Hause wasche, als daß ich es einer Lohnwäscherinn Preis gäbe. Lohnwäscherinnen verhelfen einer Hausfrau nur zu Leuten, sie schonen ihre Hände, greifen das Zeug mit zu starker Lauge und Kalk an, und streichen es mit der Bürste, um nur recht bald davon zu kommen". Die Frau schwieg, weil ihr ihr Herz sagte, daß Marianne Recht hatte.

Es hielten aber auch wenig Frauen so sehr auf Ordnung beym Waschen, als diese. Bey ihrer Verheurathung hatte es ihr noch sehr am Wäschgeräthe gefehlt; sie kaufte sich aber von Zeit zu Zeit immer mehr dazu, so, daß sie in etlichen Jahren alles, was zum Waschen gehörte, vom Waschkessel bis zu den Klammern, welche die Wäsche auf dem Trockenplatz fest halten, selbst besaß. Sehr ungern verlehnte sie davon etwas aus dem Hause an andere, am wenigsten an ihre liederliche Nachbarinn, die immer borgen mußte, aus Besorgniß, ihr Geräthe möchte beschädigt oder verunreiniget werden, und es mußte eine recht gute Freundinn von ihr seyn, wenn sie z. B. ihre Waschstricke zum Gebrauch herleihen sollte, weil sie wußte, daß von unreinen Stricken die ganze Wäsche beym Trocknen mit einem Mahle kann verdorben werden. Eben darum ließ sie auch allemal zu ihrer Sicherheit, wenn sie trocknen wollte, zuvor ihre Magd mit einem feuchten Lappen über die aufgezogenen Stricke hinfahren, und eine

an-

andere Person mußte der erstern mit einem trockenen Lappen folgen, um nirgendswo eine Unsauberkeit an den Stricken zu lassen. Ihre hölzernen Geräthe mußten gleich nach dem Gebrauche wieder gereinigt, und in kühle Kammern, oder in's Gewölbe gebracht werden, um das Eintrocknen und Zerfallen derselben zu verhindern. Auch die Tragkörbe, die sie beym Waschen brauchte, durften zu keinem andern Gebrauch genommen werden, damit sie nicht schmutzig würden, und die Wäsche besudelten. Eben so machte sie es mit ihren Waschkörben.

Wollte sie nun die Wäsche wirklich anstellen, so war das ihr Erstes, daß sie einige Tage vorher jedes Stück, das gewaschen werden sollte, einzeln durchsah, und, was schadhaft war, ausbesserte. Damit beugte sie öfters mit wenigen Stichen einem großen Schaden vor, den das Zeug hätte nehmen können, wenn sie sich nachläßig bewiesen, und die kleine Mühe des Ausbesserns gescheuet hätte. Das Ausbessern selbst geschah sehr sauber, und mit der größten Feinheit; am liebsten that sie es mit solchen Fäden, welche zu der Feinheit des Zeuges paßten. War das Ausbessern geschehen, so sortirte oder las sie die Wäsche ordentlich aus, legte die grobe Wäsche für sich, eben so auch die mittlere und feine. Kleine Stücke heftete sie zusammen, damit sie nicht zerstreuet würden. Ihr Mann hatte ihr ein Buch gekauft, worinn von allem, was eine Hausmutter wissen muß, Unterricht gegeben wurde; aus demselben hatte sie gelernt, wie man die verschiedenen Flecken aus der Wasche wieder herausbringen könne, und auch das versäumte sie niemals vor der Wäsche. Ferner hatte sie ihr besonderes Zeichen, welches sie alle Mahl in ein neu verfertigtes Stück nähete,

damit es ihr nicht konnte ausgetauscht werden, wenn etwa sonst noch jemand mit ihr zugleich trocknete. Ausserdem schrieb sie sich auch noch alles Zeug, das in die Wäsche kommen sollte, besonders auf, und hielt sich zwey Waschtafeln, welche mit weißen Linien unterzogen, und in gewisse Fächer abgetheilt waren. In diese Fächer ließ sie sich die Zeugsorten mit weissen Buchstaben aufzeichnen, und schrieb alsdann allemal die Zahlen darunter. Eine von diesen Waschtafeln, welche mit der andern völlig gleichlautend war, behielt sie für sich, die andere aber hieng sie an dem Orte auf, wo gewaschen wurde, weil sie das für das beßte Mittel hielt, die Mägde und Weibspersonen, welche beym Waschen angestellt waren, vom Stehlen abzuhalten, wenn sie etwa zur Untreue geneigt wären.

Beym Anfange der Wäsche ließ Marianne erst alles, was gewaschen werden sollte, ausgenommen das bunte Zeug, ungefähr 24 Stunden lang, in Lauge legen, damit der Schmutz los weichte, um alsdann nicht nöthig zu haben, die Wäsche stark anzugreifen, denn durch vieles und starkes Reiben wird die Wäsche ohne Noth abgenützt und dünne gemacht. Bey diesem Einweichen durfte aber nicht jedes Stück zusammen gedreht, oder so in den Zuber gelegt werden, wie es eben in die Hände fiel; es mußte vielmehr alles einzeln aus einander gebreitet werden, damit die Lauge jedes Stück desto besser durchdringen, und auch mehr in den Zuber gelegt werden konnte. Ganz feine Wäsche aber, ingleichen buntes Zeug, ließ sie nicht mit in Lauge, sondern bloß in laulichtes Wasser einweichen.

Sie machte sich auch ihr Waschen nicht unnöthiger Weise kostbar und theuer. Die Seife z. B. gab sie den Wäscherinnen nicht auf einmal, sondern stück-

wei-

weise, und wenn die Seifenstücke auf der Oberfläche sehr hart, rauh und uneben waren, so ließ sie dieselben von ihren Kindern vorher über und über dergestalt abschaben, daß jedes Stück Seife von allen Seiten eine vollkommene Glätte erhielt, und nirgends etwas Rauhes und Unebnes mehr gefunden wurde, weil sie wußte, daß unvorsichtige Mägde mit harter Seife das Zeug zu Schanden reiben. Das Abgeschabte brauchte sie alsdann zum Seifenwasser oder zur Kochseife. So nahm sie auch am liebsten Fluß-Teich-und vorzüglich gern Regenwasser zum Waschen, weil das weich ist, und sich mit der Seife geschwinder vereinigt, da im Gegentheile ein hartes, rauhes Wasser noch einmal so viel Seife erfordert, indem es die Seife zugleich mit hart macht.

Um den unangenehmen Seifengeruch aus der Wäsche herauszubringen, mußte dieselbe so lange in reinem Wasser hin und her bewegt oder geläutert werden, bis das zuletzt herausgerungene Wasser ganz lauter und unvermischt von Seifentheilchen erschien. Am Spülwasser, sagte sie, kann man sehen, ob die Wäscherinn rein gewaschen hat oder nicht.

Die gekochte Stärke, von welcher die Wäsche mehr Glanz und Festigkeit erhält, that sie allemal vorher, besonders, wenn sie nicht gleich stärkte, in einen Beutel von Leinwand, und preßte sie so lange durch, bis alle brauchbare Stärke aus dem Beutel heraus war, und verhütete damit, daß keine Klumpen oder zusammen gebackene Theile davon in die Wäsche kamen, und dieselbe verunstalteten.

Konnte das bunte Zeug nicht gleich nach dem Waschen getrocknet werden, so legte sie es, losgedreht, aus einander gebreitet, und mit kaltem Wasser reichlich

über-

übergossen, in ein besonderes hölzernes Gefäß, damit die Farben nicht in die weißen Felder oder Streifen des bunten Zeuges übergiengen, das sonst leicht geschehen kann, weil das enge zusammen liegende gefärbte Zeug gern in eine Art von Gährung geräth, welche die Farbentheilchen losreißt, und um sich her vertheilt.

Wenn sie trocknen wollte, so wählte sie allemal, wo möglich, einen Platz, der vor starken Winden geschützt war, weil ein starker Wind mehr grau, als weiß trocknet, und auch die Stärke im Zeuge davon sehr geschwächt wird. So lange als die Wäsche auf den Leinen oder Stricken hieng, mußte übrigens immer eine Person dabey seyn, damit kein Stück konnte gestohlen werden.

Sobald alles trocken war, eilte sie zum Rollen, um mit der Wäsche zum Ende zu kommen. Es mußte aber jedes Stück, das gerollt werden sollte, vorher erst noch gerade gezogen, und gleich gelegt werden, weil das Zeug sonst, wenn dieß nicht geschieht, durch das Rollen noch mehr verdorben wird. Dabey sah sie auch sehr darauf, daß das Zeug dicht und fest an und um die hölzernen Walzen gelegt wurde, weil sie keine Falten und Runzeln, die die Wäsche gar sehr verunstalten, darinn leiden konnte.

Nun setzte sie sich endlich auch eine Zeit fest, wo sie ihr feines Zeug plätten oder bögeln wollte, und gieng nicht eher davon, als bis sie ganz fertig war. Dabey brauchte sie aber auch die größte Vorsicht. Das Plätt- oder Bögeleisen z. B. setzte sie alle Mahl auf ein besonderes Gestelle, versuchte auch vorher, ehe sie damit zu streichen anfieng, auf einem schlechten Tuche, ob es etwa zu heiß sey, um keine Brandflecken in die Wäsche zu bekommen, welches sehr übel aussieht. Auch

sah sie allemal nach dem Einschieben des glühenden Stahls in die Plätte nach, ob die Oeffnung derselben wohl verwahrt sey, um weder sich, noch die Wäsche durch ein unvermuthetes Herausschießen des Stahls zu verbrennen. Um ihrem Tafel- und feinen Bettzeuge einen noch höhern Glanz, und eine recht in die Augen fallende Schönheit zu verschaffen, ließ sie sich die Mühe nicht verdrüßen, es hinter dem Rollen her noch besonders zu plätten, und wenn jemand dazu kam, der es für Ueberfluß hielt, so war sie alle Mahl mit der Antwort bey der Hand: „Was einer Hausfrau recht viel Mühe macht, das macht ihr auch recht viel Ehre, wenn sie es unverdrossen und gut macht“.

35. Ein Lied beym Waschen.

Frisch heran, und tummelt euch!
Hier ist Wasser klar und weich,
Frisch, und taucht das Zeug hinein,
Weiß und rein
Muß es seyn:
Weißer als der Flieder seyn.

Frisch heran, und tummelt euch!
Leinwand macht die Hausfrau reich.
Hier ist vieles — grob und fein.
Weiß und rein
Muß es seyn;
Weißer als der Schneeball seyn.

Frisch

Frisch heran; und tummelt euch!
Preßt zusammen, waschet gleich.
Reibt die Seife fest hinein;
Weiß und rein
Muß es seyn;
Weißer als die Wolle seyn.

Frisch ihr Mädchen, tummelt euch!
Morgen, wißt ihr, geht's zum Bleich!
Dann kömmt noch die Stärk hinein.'
Weiß und rein
Wird's dann seyn;
Weißer als die Rose seyn.

Frisch ihr Mädchen, tummelt euch!
In den Zuber legt das Zeuch.
Morgen liegt's im Sonnenschein.
Weiß und rein
Muß es seyn;
Weißer als die Lilie seyn.

36. Ein Lied beym Rollen.

Rolle, Mädchen, rolle!
Frisch daran, und rolle!
Streck die Arme kurz und lang,
Roll die Wäsche glatt und plank,
Rolle, Mädchen, rolle!

Rolle, Mädchen, rolle!
Frisch daran und rolle!
Preß die Wäsche feucht und fein,
Bis sie gut und glatt wird seyn.
Rolle, Mädchen, rolle!

Rolle, Mädchen, rolle!
Frisch daran und rolle!
Streich die Falten mit der Hand
Aus der feinen Leinewand,
Rolle, Mädchen, rolle!

Rolle, Mädchen, rolle!
Frisch daran und rolle!
Ist's auch noch so bitter kalt,
O, die Arbeit wärmt dich bald!
Rolle, Mädchen, rolle!

Rolle, Mädchen, rolle!
Frisch daran und rolle!
Zieh den Kasten hin und her,
Sey vergnügt, so ist's nicht schwer.
Rolle, Mädchen, rolle!

37. Die Klätscherinn.

Marie wäre ein recht gutes Mädchen gewesen, wenn sie nur nicht einen großen Fehler an sich gehabt hätte, der ihr sehr viel Verdruß und Schande zuzog, den Fehler des Klatschens. Sie konnte nichts für sich behalten;

al-

alles, was sie von andern sah und hörte oder erfuhr, mußte sie wieder erzählen, es war ihr nicht möglich zu schweigen. Alles, was in der Nachbarschaft vorgieng, wußte sie; denn beständig saß sie am Fenster, und vor der Thüre, und wenn sie dann eine Bekannte ansichtig wurde, so hatte sie ihr allemal etwas von diesem oder jenem Nachbar, oder von ihren Aeltern, Geschwistern und Hausgenossen zu erzählen.

Alles, was in der Schule vorfiel, plauderte sie aus, und wenn ein Kind Strafe erhalten hatte, so brachte sie es bald in der halben Stadt herum; denn jedem, der ihr begegnete, erzählte sie es, und gewöhnlich setzte sie noch etwas hinzu, so, daß in ihrem Munde alles größer und schlimmer wurde, als es wirklich war. Durch diese häßliche Neigung zum Klatschen zog sie sich bey ihren Mitschülerinnen fast allgemeinen Haß zu; denn nur diejenigen, welche ihr ähnlich waren, hielten es mit ihr, alle übrigen verachteten sie. Dieß that ihr freylich wehe, aber sie war doch nicht darauf bedacht, sich diese Plauderhaftigkeit abzugewöhnen.

Als sie erwachsen war, mußte sie bey fremden Leuten in Dienste gehen; denn ihre Aeltern waren sehr arm. Anfangs war man immer sehr wohl mit ihr zufrieden; denn sie war reinlich, ordentlich und willig; aber bald machte sie sich durch ihre Klatschereyen so verhaßt, daß man ihr den Dienst auffagte. So gieng es bey jeder Herrschaft, und endlich war sie in so übeln Ruf gekommen, daß sie gar keine Herrschaft mehr finden konnte; sie mußte also ihre Vaterstadt verlassen; und da sie es auch in fremden Orten nicht besser machte, so hatte sie überall dasselbe Schicksal, und kam zuletzt so herunter, daß sie nur sehr kümmerlich von Taglöhnerarbeit sich nähren konnte.

38. Die Selbstmörderinn aus Eitelkeit.

Rosette hielt, als sie noch jung war, sehr viel auf enge Kleidungsstücke. Dieß war aber ihr größtes Verderben, denn sie machte sich dadurch siech und ungesund. Ihre Schuhe z. B. mußte der Schuhmacher allzeit so knapp und enge machen, als es nur möglich war, weil sie gerne kleine Füsse haben wollte. So hielt sie auch das für schön, immer einen eng zusammen geschnürten Leib zu haben, und schnürte deßhalb ihr Brustkleidchen immer so fest zusammen, daß sie kaum athmen konnte. Wenn sie verständige Leute von der großen Schädlichkeit enger Kleidungsstücke, und besonders der Schnürbrüste, reden hörte, so lachte Rosette nur darüber. Sie erfuhr aber mit ihrem eigenen Schaden, daß sie Recht hatten. Denn mit zunehmenden Jahren stellten sich auch alle die Uebel ein, welche mit dem Einkerkern des Körpers vergesellschaftet sind. Außerdem, daß sie bey dem kleinsten Spatziergange gleich über Schmerzen klagen mußte, bekam sie auch noch Krämpfe und Verhärtungen an den Füssen, welche ihr oft sehr unangenehme Empfindungen machten. Durch das Zusammenschnüren des Leibes entstunden schlechte Verdauungen der Speisen, Mangel an Eßlust, Uebelkeit, Kopf- und Magenschmerzen, und wie die Uebel alle heißen. Am sichtbarsten aber war der Schade alsdann, als sie in der Hoffnung lebte, Mutter zu werden. Da mußte sie erst recht für die Thorheiten ihrer Jugend büßen. Sie bekam nicht nur während ihrer Schwangerschaft schlimme Zufälle, von denen andere Mütter in solchen Umständen nichts wußten, sondern sah sich

auch unter empfindlichen Schmerzen der Freude beraubt, gesunde und starke Kinder zur Welt zu bringen. Alles, auch die erste aller Mutterpflichten, das Selbststillen ihrer Kinder, wurde ihr beschwerlicher, als andern Müttern, die in ihrer Jugend der guten Natur treu geblieben waren. Sie erreichte auch kein hohes Alter, sondern starb schon in ihren dreyßigsten Lebensjahren an einer Krankheit, an welcher gemäß der Aussage des Arztes nichts Schuld war, als ihr verwünschtes Zusammenschnüren des Leibes.

Den Umlauf des Geblüts hemm nicht durch enge Kleider;
Nie sey der Mode Sklav, der Sklav von deinem Schneider.

39. Vom Stricken.

Nebst dem Spinnen ist das Stricken eine überaus nützliche Beschäftigung für Mädchen. Zwar können die dadurch zu verfertigenden Zeuge und Kleidungsstücke auch mittelst einer Maschine, Strumpfwirkerstuhl, gemacht werden; allein, die aus freyer Hand mit Stricknadeln bereiteten Zeuge sind weit besser und dauerhafter. Ueberdieß kömmt eine Familie wohlfeiler dazu, wenn sie Strümpfe u. dgl. für sich selbst strickt, als wenn sie dieselben kauft, oder durch andere stricken läßt. Vor dem Spinnen hat das Stricken noch den Vorzug, daß es überall und zu allen Zeiten, sogar auf Spatziergängen und in Gesellschaften, verrichtet werden

den kann; ja es gehört sogar zum guten Ton, in Gesellschaften mit dem Strickbeutel oder Strickkörbchen zu erscheinen.

Das Stricken besteht überhaupt aus dem gewöhnlichen, und dem Filet-Gestricke.

Durch das gewöhnliche Stricken verfertiget man meistens Strümpfe, Handschuhe, Hauben, Hosen, Westen u. dgl. von Zwirn, Seide, Wolle, Garn oder Baumwolle. Hiezu werden insgemein zu kleinen Sachen fünf Stänglein oder Stricknadeln von Eisen, Stahl, Meßing oder Silber gebraucht; zu größern aber mehrere, welches die Weite des Gestrickes schon selbst lehret. Nachdem die Strümpfe oder andere Sachen, die man strickt, grob oder fein werden sollen, wählt man auch die Nadeln, und je feiner diese sind, desto enger werden auch die Schlingen oder Maschen. Der Anfang dazu wird auf folgende Art gemacht: Man faßt mit der linken Hand eine Stricknadel, und schlingt um dieselbe mit der rechten Hand eine Masche nach der andern daran, und zwar deren so viel, als z. B. der vierte Theil des Strumpfes, oder was man sonst stricken will, in der Weite ausmacht; dann nimmt man eine andere Stricknadel, hält sie an die vorige, und macht wieder genau eben so viel Maschen daran, als an die erste. Auf diese Art fährt man fort, bis alle vier Stricknadeln voll sind; dann faßt man die fünfte, steckt sie durch eine Masche, und zieht den auf dem Zeigefinger linker Hand liegenden Faden damit durch, schiebt mit dem nämlichen Finger rechter Hand die Stricknadel in der linken zurück, hierauf faßt man eine andere Masche, und fährt damit so fort, bis man einmal herumgestrickt, und die angefangene Arbeit endlich fertig gemacht hat.

Die Strümpfe muß man bald nach Anfang des Wadens, je mehr es nach dem Fuße zu geht, nach und nach abnehmen, damit sie förmlich, und nicht in Einer Weite werden.

Strümpfe von Wolle, die gewalkt werden sollen, strickt man sehr weit, und fast noch einmal so locker, als andere Strümpfe, auch fast noch einmal so lang. Diese Strümpfe halten sehr lange, und sind auch sehr warm.

Kurze Handschuhe werden ungefähr drey Finger breit gestrickt; von den untern Nadeln nimmt man 6 oder 8 Maschen mehr auf jene Nadeln, welche oben auf die Hand kommen, damit das Näthchen ganz unten an den kleinen Finger kömmt. Wenn die Maschen so abgetheilt sind, wird zuerst der Daumen mit einer aufgenommenen Masche angefangen, zweymal darüber gestrickt, auf beyden Seiten aufgenommen, und so fortgefahren, bis der Daume weit genug ist. Unten am Daumen wird ein Spickelchen von 10 Maschen auf einer besondern Nadel angefangen; diese Maschen werden mit zum Daumen gestrickt. Sollte derselbe vorn hinaus zu weit werden, so wird vom Spickelchen abgenommen. So bald der Daumen fertig ist, werden die Maschen vom Spickelchen aufgefaßt, und zur Hand genommen. Den kleinen Finger macht man nun zuerst, nach diesem den ersten oder Zeigefinger, weil diese beyde ein wenig früher anfangen, als die zwey andern in der Mitte. Ein solches Spickelchen, wie am Daumen, muß zwischen jeden Finger kommen. Wenn der kleine Finger gestrickt ist, wird zuvor dreymal herumgestrickt, ehe der zweyte Finger angefangen wird. Oben werden immer drey Maschen mehr genommen, als unten. Der Beschluß jedes Fingers muß geschwind geschehen,

oder abgenommen werden, daß es schön rund wird, und keinen Zipfel bekömmt. Beym ersten Abnehmen wird dreymal herumgestrickt, hierauf zweymal, dann einmal. Nachher strickt man immer bis auf 4 Maschen, und beschließt auf der letzten Seite.

In dieses Gestrick können durch die sogenannten letzten und geschränkten Maschen allerley Figuren und Mödel von Laubwerk und Blumen gemacht werden, wie es vor Kurzem noch an den Zwickeln der Strümpfe gebräuchlich war.

Will man etwas mit Löchchen stricken oder auflegen, so wird immer zuvor die Nadel vom Garn umschlungen, ehe man in die Masche hineinsticht. Alsdann nimmt man gleich ab, oder strickt zwey Maschen auf einmal. Mit sehr feinem Faden und Nadeln kann dieß auf Spitzenart gemacht werden.

Ein sehr gewöhnliches Gestrick ist jetzt auch das elastische Wollengestrick. Man verfertiget davon Westen, Beinkleider, auch Frauenzimmer-Spencer, und ähnliche Kleidungsstücke. Das Garn dazu wird vierfach genommen, und muß aus 2 Fäden Zuggarn, und 3 Fäden Strickgarn bestehen. Statt der Nadeln bedient man sich zweyer Stängelchen von Fischbein, die etwa Ellenlang in der Dicke einer groben Stricknadel gemacht, und an dem einen Ende mit einem Knöpfchen versehen seyn müssen. Dieß Gestrick wird mit gewöhnlichen Maschen angefangen, muß aber offen bleiben, und immer wieder umgewendet werden, wie ein Fersen. Das einemal wird nun nach jeder Masche das Garn wie zum Aufnehmen über die Nadel geschlungen, und wenn man auf der andern Seite ist, läßt man das Umschlungene wieder fallen. Auf diese Art wird fortge-

ar-

arbeitet, aber mit lauter rechten Maschen, auf jeder Seite. Alles übrige bestimmen die Muster.

Unter die ältesten Arten von Strickereyen, welche die Menschen erfanden, gehört das sogenannte Filetstricken. Hiezu gehört ein rundes Stängelchen von Bein, Holz, Meßing oder Silber, bald größer, bald kleiner, je nachdem die Löcher des Gestrickes weit oder eng werden sollen, und eine von gleicher Materie verfertigte Stricknadel, welche oben und unten offen seyn muß, damit man den Faden füglich darauf wenden und abstricken kann. Der Anfang des Gestrickes ist am Tische, oder an einem Kissen befestiget, damit bey dem Stricken die Sache Haltbarkeit habe. Die Regeln und Handgriffe, welche dabey anzuwenden sind, können leichter durch mündlichen Unterricht und Fleiß erlernt, als deutlich beschrieben werden. Nur kann noch erinnert werden, daß man mit diesem Filetgestricke nicht nur Hauben, Handschuhe, Geldbeutel, Fischnetze, Mückengarn für Pferde, Vogelgarn u. s. w. verfertigen, sondern auch von buntem Garn, Seide, Gold und Silber manche Verzierung künstlich darein nähen, und es überhaupt noch auf mancherley Weise nützlich anwenden kann.

40. Die Verschwenderinn.

Durch eine fehlerhafte Erziehung war Kunigunde so verderbt worden, daß sie nichts gut finden konnte, was nicht viel Geld kostete. Sie hatte zwar einen großen Garten, in welchem eine Menge Küchengewächse

im

im Ueberfluße wuchsen; diese achtete sie aber nicht, und glaubte, sie könne nicht leben, wenn sie nicht täglich Braten und Gebackenes auf ihrem Tische hätte. In dem Fluße, der an der Stadt, wo sie wohnte, vorbeyfloß, gab es viele Hechte, und andere Fische, die man um einen sehr wohlfeilen Preis haben konnte; diese wollten ihr aber nicht schmecken; sie lobte und kaufte sich dafür Sardellen, Lachs, Austern u. dgl. Auch war sie so einfältig zu glauben, es sey eine große Ehre, wenn man grosse Gastereyen zurichte, glänzende Hausgeräthe, und prächtige Kleider habe, und wendete an diese Sachen grosse Geldsummen.

Bey dieser Lebensart befand sie sich aber auf die Länge gar nicht wohl. Ihre Einnahme reichte nicht hin, diesen Aufwand zu bestreiten; sie mußte deßwegen oft borgen. Wenn dann nun die Zeit kam, daß sie bezahlen sollte, so kamen ihre Gläubiger fast täglich, und mahnten sie. Sie mußte sich alsdann verstecken, und vorgeben lassen: sie wäre nicht zu Hause, und war auf diese Art in ihrem eigenen Hause nicht sicher.

Wenn endlich die Gläubiger zu heftig wurden, und ihr droheten, daß sie sie verklagen wollten; so mußte sie bey den Reichen herumgehen, klagen und winseln, daß sie ihr doch einen Vorschuß thun möchten. Da wurde sie nun oft hart angelassen, und eine liederliche und unordentliche Frau geheißen. Dieß hätte sie alles nicht nöthig gehabt zu dulden, wenn sie im Stande gewesen wäre, ihren Aufwand einzuschränken. Am Ende wollte ihr niemand mehr borgen. Da mußte sie ein Kleidungsstück, ein Hausgeräthe nach dem andern verkaufen. Dieß gieng ihr gewaltig zu Herzen.

Da sie nichts mehr zu verkaufen hatte, so nahmen ihr die Schuldner sogar das Haus weg. Nun mußte

sie

sie in ein kleines Hüttchen ziehen, und mit schlechter Kost vorlieb nehmen, und die alten Kleidungsstücke anziehen, die andere abgelegt hatten. Darüber weinte sie nun Tag und Nacht, und pflegte zu sagen: „Bin ich nicht eine unglückliche Thörinn! wie bequem könnte ich leben, wie gut speisen, und was für ein schönes Haus und gute Kleidung könnte ich haben, wenn ich gelernt hätte, meinen Aufwand einzuschränken. Ach, wenn ich nur einmal wieder zu Gelde kommen sollte, da wollte ich gewiß beßer damit wirthschaften“!

Sie kam aber nie wieder zu Gelde, sondern mußte in Kummer, Verachtung und Dürftigkeit ihr Leben beschließen.

41. Vom Nähen.

Das Nähen ist diejenige weibliche Kunst und Arbeit, da man vermittelst der Nähnadel und eines Fadens von Seide, Wolle oder Zwirn auf verschiedene Art Leinwand, Seide- und Wollenzeug zusammennäht, und mit allerhand Nathen vereiniget.

Das Nähen wird überhaupt in zweyerley Arten abgetheilt, nämlich in die gemeine oder sogenannte Hausnath, und in das zierliche Nähen. Unter der Hausnath versteht man alles leinene Gewand, das nicht aus Einem Stücke bestehet, sondern aus verschiedenen Theilen ohne besondere Verzierungen zusammengenäht ist, oder wenn es auch nur von Einem Stücke wäre, doch an dem Rande von der Näherinn eingesäumt werden muß, wie z. B. ein Halstüchchen. Das zierliche Genähe

nähe aber ist eine Art von Gestick, wo man nach einem besondern Riße oder aus freyer Hand nach Abzählung gewisser Fäden allerley Blumen, Laubwerk und andere Verzierungen entweder flach, oder etwas erhaben ausmacht.

Die verschiedenen gewöhnlichen Stiche beym Nähen sind: der überwendliche, der Seitenstich, der Hinstich, der Vorderstich, die Nappnath, der Knopflochstich, der Kettenstich, Vorpaßstich und Kreuzstich.

Einen netten Saum machen zu können, gehört mit zu den ersten Eigenschaften einer geschickten Näherinn. Es giebt aber drey verschiedene Arten von Säumen: erstlich den gewöhnlichen bey jeder Weißnäherey gebräuchlichen Saum, der aber, um die einen Achtelzoll gleiche Breite immer zu beobachten, ein gutes und geübtes Aug erfordert. Um dieses zu erlangen, müssen die Anfängerinnen im Nähen als Richtschnur einen feinen seidenen Faden vorschlagen. Ob eine Person dieses Säumen recht gelernt habe, kann man an den doppelten oder dreyfachen Säumen der Manschetten, die immer in gleicher Entfernung von einander fortlaufen müssen, erkennen.

Eine andere Art, womit jetzt beynahe alle Schnupftücher u. dgl. gesäumt werden, ist der einen halben Zoll breite, oder Trauersaum. Um diese Breite stets zu beobachten, muß entweder ein Faden gezogen, oder ein seidener Faden vorgeschlagen werden. Ein breiter Saum in einer feinen Leinwand hat ein schönes Ansehen, muß aber, damit er nicht eingereihet aussehe, beym Anziehen des Fadens immer glatt gestrichen werden.

Die dritte Art ist der sogenannte Schnur- oder Fadensaum, wenn man einen starken Zwirnfaden nach

der

der Länge des Saumes legt, und den Einschlag des Schnittes mit der Nähenadelspitze über denselben streicht. Hiebey ist nöthig, daß die Stiche mit vieler Genauigkeit in gleicher Entfernung gemacht werden, und so, daß ein jeder gleich viel vom Saume und vom Zeuge faßt; auch muß man den Faden immer gleich anziehen. Man bedient sich dieses Saumes vorzüglich bey seidenen Tüchern, Busenstreifen u. dgl.

Außerdem hat man noch den überschlagenen Saum, der aber bey der feinen Näherey gar nicht, sondern nur beym Zusammennähen der Leinwand vorkömmt. Das eine Stück Leinwand wird um so viel, als der Saum breit werden soll, vor dem andern vorgelegt, und wenn beyde Stücke zusammengenähet sind, das hervorstehende über die Nath weggeschlagen, mit der Nadel eingestrichen, und wie ein Saum genähet, weßwegen man dieses auch überschlagene Nath nennt.

Eine der gewöhnlichsten Arbeiten beym Weißnähen ist auch das Steppen, welches wohl nie gänzlich außer Gebrauch kommen wird, da es bey den Achselstücken und Zwickeln, so wie auch in den Aermeln, wo die Leinwand doppelt als Futter genommen wird, noch den Nutzen einer größern Haltbarkeit gewährt. Aus dem Stücke, worauf gesteppt werden soll, wird ein Querfaden herausgezogen, von den dadurch zum Vorschein kommenden Aufzugsfäden werden dann bey grober Leinwand drey, bey feiner vier auf einer Nadelspitze gefaßt, und mit einem Hinterstiche, das ist, von der Rechten zur Linken gestochen, wodurch ein Knöttchen geschlungen wird. Zu schöner Stepparbeit wird übrigens erfordert, daß man alle Mahl gleich viel Fäden auffasse, und den Zwirn immer gleich stark anziehe. Legt man anstatt des auszuziehenden Querfadens einen

Fa-

Faden von starkem Batistzwirn quer über, und sticht ebenfalls drey Fäden mit einem Hinterstich zusammen, so, daß der Stich den schräge übergelegten Faden mit fest hält, so heissen dieses Zahnschnitte.

Man kann auch in zwey Linien doppelt über einander steppen, welches hohlnädeln genennt wird. Man zieht nämlich aus dem Stücke, welches gehohlnädelt werden soll, drey bis vier Querfäden heraus. Von den Aufzugsfäden werden eben in Einer Linie immer zwey, bey feinerer Leinwand oder baumwollenen Zeugen vier Fäden mit einem Hinterstiche zusammen gezogen, so, daß ein Knöttchen formirt wird, bis zu Ende der Linie; dann wird unten an den Aufzugsfäden auf eben diese Weise noch eine Reihe Knöttchen gesteppt. Die Fäden von den obern und untern Knöttchen müssen zwey, und vom zweyten obern Knöttchen auch zwey Fäden in der untern Reihe in Einen Knotten gestochen werden u. s. w., wodurch dann die schief liegenden Fäden ein dreyeckigtes Loch bilden.

Manschetten u. dgl. werden öfters, nachdem sie mit einem Schnursaume gesäumt sind, noch gekettelt, das ist, man zieht an dem Saume in einer Weite von einem Viertelzoll Bögen von einem Zwirn, und kettelt an diese, so wie bey Knopflöchern, Schlingen, wozu aber ganz gleicher Zwirn genommen werden muß.

Ueberhaupt kömmt es beym Nähen allzeit darauf an, daß die Stiche, nachdem es die Sache erfordert, in ihrer richtigen Größe genau neben- und hinter einander sich folgen, wozu die Fäden, woraus das Tuch gleich einem engen Gitter zusammengewirkt ist, ganz behülflich sind.

Eine nothwendige Eigenschaft einer guten Näherinn ist auch, daß sie das zusammenzunähende Gewand

auch

auch selbst geschickt zuzuschneiden weiß. Alles muß, so viel möglich, genau nach dem Faden geschnitten werden. Kleider werden nach papiernen Mustern geschnitten; Hemder, Krägen u. dgl. aber aus freyer Hand, wobey man nach der Größe und Dicke der Person, für welche z. B. das Hemd bestimmt ist, ab- und zuzugeben wissen muß.

Manches andere, was man beym Nähen noch wissen und verstehen muß, und wie eigentlich dabey alles anzugreifen sey, kann schriftlich nicht wohl deutlich genug gezeigt werden, sondern erfordert eine eigene Lehrmeisterinn, welche lernbegierige Mädchen darinn anschaulich unterrichten muß. Jedes Mädchen, das einst eine brave Hausmutter werden, und sich ehrlich in der Welt fortbringen will, sollte daher allen Fleiß anwenden, die Kunst zu nähen vom Grunde aus zu erlernen.

42. Ein Lied beym Nähen.

Fleißig immer seyn,
Ziemet wackern Mädchen!
Flink genäht und fein,
Knöpfe, Säum' und Näthen;
Wenn ich aber fertig bin,
Heiß' ich eure Königinn.

Aus dem Schlaf gekräht,
Näh'n wir, was wir können.
Unser Licht noch spät
Sieht der Wächter brennen.
Dann im Bett' uns lang gestreckt,
Bis der Hahn vom Neuen weckt!

Schelm, wer überkuckt,
Oder Possen treibet!
Schelm, wer schläfrig duckt,
Und die Hände reibet!
Aber wer durch's Fenster schaut,
Den trifft unser Tadel laut.

Wenn die Nadel brach,
Flink zur Nadelbüchse!
Scheint zu los' und schwach
Dein Gespinnst, so wichse!
Wenn sich's Drall zusammenkrollt,
Nur ein wenig aufgerollt.

Beiße nicht den Drath!
Nach der alten Lehre:
Wer zu schneiden hat,
Schneide mit der Scheere!
Beißen ist ja ungesund,
Und verdirbt die Zähn' im Mund'.

Was sie eifrig schilt,
Mit dem armen Zwirne!
Künftig selbst getrillt
Deinen Knäul, du Dirne!
Wer was Gutes will und kann,
Greift die Arbeit selber an.

Eins noch sag' ich euch:
Nicht zu lange Fädchen!
Sonst erschalle gleich:
O! du faules Mädchen!
Heda lustig, Stich um Stich!
Wollt ihr besser seyn als ich?

43. Das gute Rosenmädchen.

Es war der schönste Mondenschein,
Und Hannchen saß, vom Hauche
Des May's umlispelt, ganz allein
Am grünen Fliederstrauche.
Da ruhte sie von ihrem Fleiß
Oft unter dem Geschlängel
Der schönen Zweige, hell und weiß
Umleuchtet wie ein Engel.

Da wimmert was vom Zaune her,
Sie sieht es dunkel schimmern.
Gott! denkt das gute Hannchen, wer
Mag da so kläglich wimmern!
Es kommt. — Ein alter armer Mann
Hängt da an seinen Krücken.
„Wer seyd ihr"? fragt ihn Hannchen, „kann
Ich euch womit erquicken"?

„Dir sey's", hub jetzt der Alte an,
„Wer du auch seyst, geklaget:
Ich bin ein armer alter Mann,

Den Durst und Hunger plaget.
Mein Sohn war ein Soldat, der mir
Mein Bißchen Brod erworben;
Und nun — mit Thränen sag' ich's dir,
Und nun ist er gestorben.

Der gute Hanns, Gott weiß, er war
Ein herzensguter Bube.
Dieß Unglück bringt mein graues Haar
Gewiß bald in die Grube.
Sieh, Kind! so häng' ich krank und schwach
In diesen Lumpen; keiner
Verschafft mir Brod und Dach und Fach;
Kein Mensch erbarmt sich meiner.

Mein Hüttchen mußt' ich, weil die Pacht
Dazu mir fehlte, räumen;
Halb nackend lieg' ich manche Nacht
Seitdem frey unter Bäumen:
Und bitte, weil ich nichts als Noth
Hinfort zu hoffen habe,
Den lieben Gott um meinen Tod,
Um Ruh' im stillen Grabe".

Ach! süßes Mitleid, fromm und weich
Schwimmt hell in Hannchens Blicken.
„Kommt nur", so spricht sie, „ich will euch
So gut ich kann, erquicken"!
„Das willst du"? sprach der Arme, „ach!
Du willst dich mein erbarmen"? —
„Hier ist mein Arm! Ihr seyd zu schwach,
Ich diene gern den Armen.

Mein

Mein Vater nimmt sich eurer an,
Wenn ich darum ihn bitte“. —
Und so führt sie den armen Mann
An ihrem Arm zur Hütte.
Und macht ein Lager ihm, so gut
Es möglich ist, — „und morgen“,
Spricht Hannchen, „habt ihr ausgeruht,
So will ich weiter sorgen.

Nun gute Nacht“! Sie geht zur Ruh',
Am Schlummer sich zu laben.
Froh schließt sie ihre Augen zu,
So wohlgethan zu haben. —
Kaum schaut aus einer süßen Nacht
Der Tag vom Himmel nieder
Auf Hannchens Fenster, so erwacht
Das gute Mädchen wieder.

Und fröhlich eilt sie dann mit Brod
Und Milch zu ihrem Alten.
Sie kömmt, und findet ihn — schon todt,
Die Hände fromm gefalten.
Gewiß hat er für Hannchen noch
Zu Gott zuletzt gebethet.
Ach! weinte sie: so hat ihn doch
Sein Elend schon getödtet.

„Doch wohl ihm: er hat ausgequält“!
Mit nassem Angesichte
Geht sie zum Vater, und erzählt
Ihm weinend die Geschichte.
Der Vater, nur ein Bauersmann,
Drückt ihre Hand in seiner.

„Wohl,

„Wohl, Kind! Nimm dich des Elends an;
Denn keine Freud' ist reiner".

„O, das Gefühl ist gar zu süß,
Wenn wir geholfen haben"!
So sprach der brave Mann, und ließ
Die Leiche d'rauf begraben.
Und Greis und Jüngling, Jeder blickt
Voll Freude nach der Wohnung,
Wo Hannchen sich verbirgt, und schickt
Ihr Kränze zur Belohnung.

Beym nächsten Rosenfeste drängt
Man sich zu Hannchens Hütte;
Beschämt tritt sie heraus, und hängt
Nun schwebend in der Mitte.
So fromm auch noch manch Mädchen war,
So ließ man doch nicht loosen;
Schnell hängt in Hannchens blondem Haar
Der schöne Kranz von Rosen.

Und alles ruft mit Jubelschrey:
Kein Mädchen sey bewährter
In jeder Tugend; keines sey
Der Unschuld Krone werther!
Und alles jauchzt, nur Hannchen schweigt
Beym froh'sten Rundgesange;
Bey jedem Wort' des Lobes steigt
Die Röthe ihrer Wange.

So würdig sie ihr Kränzchen trägt,
So würdig auch die Lieder

Des Volks ihr Opfer sind: sie schlägt
Im Tanz' die Augen nieder.
Nachdem fand sie oft ohne Spur,
Von wem? bekränzt ihr Mädchen.
Sprach man von ihr, so hieß sie nur
Das gute Rosenmädchen.

44. Klotilde und Gertrud, zwey Zwillingsschwestern.

Es kann nicht leicht noch zwey Schwestern gegeben haben, die sich am Körper so ähnlich, und am Gemüthe so unähnlich gewesen wären, wie Klotilde und Gertrud. Sie waren Zwillingsschwestern, und hatten einerley Gesichtszüge, einerley Wuchs, und einerley Haare.

Allein, ungeachtet dieser außerordentlichen Aehnlichkeit, und ungeachtet sie von Jugend auf ganz gleich gekleidet wurden, konnte man sie doch fast beym ersten Blicke unterscheiden.

Denn in Klotildens Gesicht und ganzem Wesen lag so viel Sanftmuth, und aus Gertruds Augen, Mienen und Gebehrden leuchtete so viel Ungestüm, so viel Heftigkeit hervor, daß man beyde gar nicht mehr verwechseln konnte, so bald man sie etwas genauer ansah. Man fühlte sich zu Klotilden hingezogen, man gewann sie immer lieber; indeß Gertrud etwas Zurückstossendes an sich hatte.

Die gute Klotilde hatte viel von ihrer Schwester auszustehen. Denn bey Gertrud konnte man im Augenblicke etwas versehen; über die unbedeutendsten

Sachen konnte sie auffahren, und in Zorn gerathen. Ehe man sich es versah, gerieth man mit ihr in Streit und Zank, ohne daß man die mindeste Gelegenheit dazu gegeben hatte. Und wenn sie recht zornig war, gieng sie oft so weit, daß sie ihre gute Schwester schlug.

Ein so unanständiges und häßliches Betragen konnten die Aeltern nicht mit gleichgültigen Augen ansehen. Gertrud erhielt täglich die ernstlichsten und schärfsten Verweise, und wenn sie es zu arg gemacht hatte, auch wohl körperliche Züchtigungen. Allein sie schonte auch zuweilen selbst ihrer Aeltern nicht. Sie widersprach ihnen auf eine sehr grobe und unschickliche Art. Bey der kleinsten Strafe erhob sie ein lautes Zetergeschrey, lief tobend aus der Stube, und warf die Thüre mit solcher Gewalt zu, daß die Fenster klirrten.

Klotilde allein vermochte es dann, die Unbändige durch sanftmüthiges und liebreiches Zureden wieder zur Vernunft zu bringen, so wie sie überhaupt noch am besten mit ihr umgehen konnte. Denn fuhr die hitzige Gertrud über etwas auf, so erwiederte Klotilde kein Wort, was ihre Heftigkeit noch mehr hätte reizen können. Alles, was sie sagte, und im sanftesten Tone, und mit der sanftesten Miene sagte, war etwa: „Liebe Schwester, sey doch ruhig; ich meyne es ja nicht böse"! oder: „Laß es gut seyn, Gertrud! ich will es wieder gut machen"! oder sie fiel ihr auch wohl gar um den Hals, und küßte sie; und dieser Zärtlichkeit konnte Gertrud doch nicht leicht widerstehen. Sah aber Klotilde, daß Gertrud zu heftig ward, und schalt und tobte und drohte, so schwieg sie ganz still, oder gieng weg.

Mit andern fremden Mädchen konnte sich aber Gertrud fast gar nicht vertragen. Kaum war sie mit ihnen ein Viertelstündchen zusammen, so gieng der Streit

und Hader an. Oft verdarb sie das schönste Spiel, und störte die unschuldigste Freude. Ein Glück war es denn, wenn Klotilde dabey war. Sie ward gewöhnlich Friedestifterinn, und machte oft durch ihr kluges Zureden alles wieder gut. Hätte Gertrud Klotilden nicht zur Schwester gehabt, so würde kein einziges Mädchen aus dem Orte mit ihr umgegangen seyn; denn wer geht gern mit einer Unbändigen um, die über alles Streit anfängt, und durch ihre auffahrende Heftigkeit jedes Spiel und jede Freude verdirbt?

Wenn andere Mädchen des Ortes in das Haus ihrer Aeltern kamen; so geschah dieses nur um Klotildens willen. Denn dieß sanfte, liebreiche Mädchen war bey allen Menschen und besonders bey allen Mädchen ihres Alters außerordentlich beliebt. Man drängte sich zu ihr, man mußte sie bey allem haben, man konnte gar nicht ohne sie leben. Ihre Gegenwart schien jede Unterhaltung zu verschönern. Wo Klotilde war, da gieng alles so still und ordentlich, und doch so vergnügt zu: da gab's nie Uneinigkeit und Zänkereyen.

Die beyden sich so ähnlichen, und doch auch so unähnlichen Zwillingsschwestern waren etwa 13 Jahre alt, als eine alte vermögliche Base, die ein Par Meilen weit von dem Orte wohnte, an die Aeltern schrieb, und sich eines von den Mädchen zur Aufwärterinn ausbath, weil sie nicht mehr ausgehen konnte, und doch gerne Jemand um sich haben möchte. Es solle des Mädchens Schade nicht seyn.

Den Aeltern war dieß sehr erwünscht. Sie waren eben nicht sehr begütert, und durften doch nun hoffen, die alte Base werde ihren Töchtern etwas Weniges vermachen. Am liebsten hätten sie Klotilden hingeschickt, weil sie von dieser erwarten konnten, daß sie

sich

sich durch ihr sanftes und liebreiches Betragen sehr leicht die völlige Gunst der Alten erwerben werde. Allein, sie wollten Gertrud durch diesen obwohl gerechten Vorzug ihrer Schwester nicht kränken. Das Loos sollte also entscheiden, und das Loos fiel Klotilden nicht, sondern Gertruden.

Gertrud reiste nun zu der alten Base. Beym Abschied sagte die Mutter noch zu ihr: „Gertrud, führe dich ordentlich auf! — Alte Leute sind gewöhnlich eigensinnig, mürrisch und wunderlich. Ich kenne die alte Base, sie ist auch so. Suche dich in sie zu schicken; gieb ihr nach, und zeige nichts von deiner gewöhnlichen Heftigkeit, sonst wirst du nicht lange dort bleiben".

Allein, Gertrud vergaß diese mütterliche Erinnerung gar bald. Sie gerieth täglich in Wortwechsel mit der Alten, die freylich nicht ohne wunderliche Laune war, und sie machte sich durch Heftigkeit und aufbrausendes Wesen in Kurzem so sehr bey ihr verhaßt, daß die Base schrieb, die Aeltern möchten Gertrud nur wieder abholen, sie wollte sich nicht länger über das unbändige Mädchen ärgern. Gertrud wurde also von der Alten weggenommen, und Klotilde dafür hingebracht.

Klotilde wußte ganz anders mit der alten Base umzugehen. Diese mochte noch so mürrisch und eigensinnig seyn, Klotilde blieb immer sanft und gelassen. Sie erwarb sich ganz die Liebe der Alten, und als diese nach einigen Jahren starb, so setzte sie Klotilden zur Erbinn ihres Vermögens ein, indeß sie Gertrud nur etwas Weniges im Testamente vermachte.

Wie sehr bereute es nun Gertrud, daß sie ihre Heftigkeit nicht mäßigen gelernt, und bey der Alten ihre ungestüme Hitze nicht unterdrückt hatte.

45. Die böse Nätherinn.

Eine Bürgersfrau, welche viele Kinder hatte, hielt sich ihrer andern vielen Geschäfte wegen von Zeit zu Zeit eine Nätherinn, die für ihren Mann, für sie und ihre Kinder Hemden und Kleider theils verfertigen, theils ausbeßern mußte. Sie gab ihr außer ihrem Lohne auch noch täglich Kost, da sie doch mit großem Vortheile für bloßes Tagelohn hätte können nähen lassen; denn die Nahrungsmittel waren damals sehr theuer. Sie hatte nun ihre Nätherinn oft ermahnt, fest und ordentlich zu nähen, und ja nichts zu entwenden. Es geschah aber keines von beyden. Aus Faulheit nähte sie den Tag über nicht viel fertig, und von allem, was sie machen sollte, legte sie etwas für sich auf die Seite: auch vom Zwirne behielt sie, wenn's niemand sah, über die Hälfte. Dabey wußte sie sich so ehrlich anzustellen, und klagte so sehr über die im Schwunge gehenden Betrügereyen der übrigen Nätherinnen, daß die Bürgersfrau gar nichts von ihr argwöhnte.

Endlich aber wurde es entdeckt. Die Bürgersfrau kam eben dazu, als sie einmal eine halbe Elle Leinwand in die Tasche steckte. Als sie ernstlich deßhalb zur Rede gesetzt wurde, sagte sie: „Es wäre ja eben übrig gewesen, sie als eine reiche Frau könne es ja entbehren, sie glaubte gewiß, es würde ihr nicht abgeschlagen worden seyn, wenn sie darum angesprochen hätte“. Das war es eben, antwortete die Hausfrau, wodurch ihr euch bey mir verdächtig gemacht habt. Warum spracht ihr mich denn nicht darum an“? Sie wurde gleich fortgejagt, und verlor ihre Arbeit.

Aus Erbitterung über diese harte Strafe verrieth sie noch, daß ihr die Hausmagd das Gestohlene öfters nach Hause getragen habe, wofür sie ihr denn einige Kleidungsstücke umsonst gemacht habe. Diese bekam denn auch ihren verdienten Abschied. Da sie sich nun darüber beschwerte, und nicht selbst gestohlen zu haben vorgab, antwortete ihr die Hausfrau: „Ihr habt es euch selbst zuzuschreiben; denn ihr habt es gewußt, und nicht angegeben, seyd der Nätherinn vielmehr zu ihren Streichen behülflich gewesen. Wie kann ich euch trauen"?

Mit gegangen, mit gehangen.

46. Vom Sticken.

Die feine Nätherey steht in naher Verwandtschaft mit der Stickerey, und geht unmerklich zu derselben über. Das Sticken ist nämlich nichts anders, als eine Art von Zeichnerey und Malerey, wobey man sich statt des Pinsels und der Farben der Nadel und des Fadens bedient.

Das Sticken kann hauptsächlich in dreyerley Arten abgetheilet werden, nämlich 1.) in das weißfädene Gestick, da man allerley Laub- Blumen- und Zugwerke auf weiße Leinwand, Nesseltuch u. s. w. flach oder erhaben, nur auf Einer Seite, oder auch auf beyden zugleich anzusehen, näht. 2.) in das seidene und bunte Gestick, welches daher so genannt wird, weil es entweder nur von Einer Farbe allein auf die Art des weißen Gestickes gemacht wird, wie man heut zu Tage allerley Blumen, und andere Verzierungen in

Ka-

Katun, baumwollene Zeuge, Tafet, und andere seidene Stoffe zu nähen, ja ganze Kleidungen damit auszuzieren pflegt; oder es werden auch die Blumen von bunten Farben genähet; vorzüglich aber dient das bunte Gestick allerley Wappen, Bilder, Laub- und Blumenwerk nach ihren natürlichen Farben lebhaft vorzustellen, und mit der Nadel gleichsam abzuschildern. 3.) in das silberne und goldene Gestick, welches aus den mit Gold und Silber übersponnenen Seidenfäden besteht. Doch pflegt es öfters zu geschehen, daß man das goldene, silberne und seidene Gestick unter sich vermengt in einem Kunstwerke sieht. Es kömmt aber die Arbeit, sie sey von Gold oder Seide, auf Eins heraus; denn die Wissenschaft ist hierinn die nämliche, und zwar entweder flach oder erhaben.

Das Zeichnen wird beym Sticken vorausgesetzt, oder es muß nach vorgezeichneten Mustern gestickt werden. Das Sticken verrichten übrigens größtentheils nur Mädchen und Frauenzimmer von vornehmen Ständen, worunter sich manche diese Arbeit nicht allein zum Nutzen, sondern auch zu einem angenehmen Zeitvertreibe wählen.

Der Zeug, worauf etwas gestickt werden soll, muß zuvor mit einem Bande eingefaßt werden, und vermittelst dessen recht eben, glatt und straf in einen Rahmen mit Bindfäden gespannt werden. Hierauf wird die Zeichnung auf einem Papier entworfen, und der Umriß davon mit Nadeln durchstochen. Alsdann legt man die Zeichnung auf den ausgespannten Zeug, beklopft sie mit einem leinenen Beutelchen oder Bausche, worinn Buder oder fein geriebenes Bleyweiß, oder, wenn der Zeug weiß ist, Kohlenstaub eingebunden ist. Der feine Staub dringt dann durch die Löcher-

chen

chen des Papiers, und bringt die Figuren der Zeichnung sichtbar auf dem Zeuge hervor. Finden sich undeutliche Stellen, so hilft man ihnen mit Bleyweiß und Gummiwasser nach. Ueberhaupt müssen alle Stickerinnen, die nicht selbst die Zeichenkunst erlernt haben, sich entweder mit Bauschen, oder mit Kopierblättern, oder mit untergelegten Mustern behelfen.

In das Gestick selbst kann man übrigens allerley Model hineinbringen, unter welchen sich besonders der sogenannte Rauten- und Korbstich sehr gut ausnehmen.

Der Rautenstich wird so geführt, daß man den Zeug bald kurz, bald lang ansticht, und ferner artig in einander verliert. Der Korbstich wird entweder glatt geführt, wenn man die Fäden gleich legt, oder aber erhaben, und gleichsam bogenweise über eine etwas dicke darunter gehaltene Stecknadel. Der Schlangenstich kömmt beym Sticken auch vielfältig vor. Den Zeug legt man zwar ebenfalls ganz gleich, die Stiche aber werden mit buntfärbiger, oder auch gelber Seide ab- und zugenommen, daß sie auf Schlangenart herauskommen. Noch ist der gestreifte Stich üblich, welcher mit dem vorhergehenden beynahe übereinkömmt, nur daß die Stiche anders gezählt, ab- und zugenommen werden, damit der Model und die Figur deutlich herauskömmt.

Alle diese Arten, wenn man sie erhaben verlangt, müssen zuvor einen Grund haben, zu welchem Ende man von gemeinem Zwirn einige Fäden unterlegt und anspannt, über welche hernach die Gold- und Silberfäden gelegt, und nach Erforderniß des gewählten Models angestochen werden. Will man aber recht erhaben sticken, so muß man Kartenpapier dem Riße gemäß ausschneiden und unterlegen, oder die Figur,

wenn

wenn sie mehr als ein gemeines Blatt ausmacht, und etwa ein Thier, einen Vogel oder etwas dergleichen Erhabenes vorstellt, nach der Größe derselben durch ein wenig Tuch anstechen, mit Baum- oder anderer Wolle fest ausfüllen, daß es sich oben wohl erhebt, unten aber flach bleibt, und keinen Sack oder Bauch macht; alsdann wird das Gold, Silber, oder womit man es sonst bedecken will, glatt darüber gelegt, oder wenn man Mödel verlangt, auf die kurz zuvor beschriebene Art mit Zwirnfäden überspannt, und ferner überdreht.

Manchmal, besonders bey Wappen, welche mit Kronen geziert sind, werden auch Perlen und Edelgesteine mit eingeheftet. Die Edelgesteine hiezu aber in besondere goldene sogenannte Schnürkästen, welche beydes der Länge und Breite nach durchlöchert sind, gefasset, um die Schnüre dadurch zu ziehen, und sie damit wohl zu befestigen.

Man gebraucht diese zierliche Arbeit nicht nur zu allerley Kirchengeräthschaften, sondern es werden auch andere Kleider, Pferdedecken, Fahnen u. dgl. auf das kostbarste und reicheste damit gestickt; außerdem weiß sich noch das Frauenzimmer heut zu Tage des Stickens bey vielen andern Sachen auf das sinnreicheste zu bedienen.

47. Die faule Dienstmagd.

In einem gewißen Orte diente eine Magd, die faul und träg zu allen Verrichtungen war. Alles, was sie that, gieng ihr sehr ungeschickt von Händen. Wenn die Herrschaft ihr etwas befahl, so hatte das immer Zeit genug. Sollte sie wo gleich hingehen, so sagte sie: „Morgen will ich hingehen". Sollte sie dieses oder jenes in der Küche rein machen, so hatte sie immer den Tag, wo es ihr gesagt wurde, keine Zeit, sondern morgen wollte sie es gleich verrichten. Kam der morgende Tag, so hatte sie immer noch mehr Geschäfte, als den Tag vorher, so, daß sie die Arbeit, die sie gestern auf den heutigen Tag verschoben hatte, gar nicht thun konnte, und so gieng das immer fort. Die Arbeit häufte sich, und sie wurde mit keiner fertig, weil sie es immer bis morgen aufschob.

Die Herrschaft sah endlich, daß mit der faulen Magd nichts anzufangen wäre, und sie wurde ihrer Dienste entlassen. Weil sie von da nicht empfohlen werden konnte, so kam sie auch lange nicht wieder an. Da sie endlich wieder einmal einen Dienst bekam, mußte sie weit geringer leben, als vorhin. Aber sie wurde bey keiner Herrschaft wegen ihrer Faulheit länger, als längstens ein halb Jahr behalten. Zuletzt ward sie als eine faule Person bekannt, und bekam gar keinen Dienst mehr. Sie mußte also betteln, und ein elendes schlechtes Leben führen, bis sie endlich der Hunger und die Noth aufzehrte.

Morgen, morgen, nur nicht heute,
Sprechen immer träge Leute.
Morgen: Heute will ich ruh'n,
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dieß und jenes thun.

Und warum nicht heute? — Morgen
Kannst du für was anders sorgen:
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was gescheh'n ist, ist gescheh'n,
Dieß nur kann ich übersehn;
Was gescheh'n kann, weiß ich nicht.

48. Die fleißige Dienstmagd.

Agnes diente bey einer Herrschaft in der Stadt. Sie mochte nun allein, oder unter andern Dienstbothen seyn, so that sie ihre Arbeit allzeit willig und mit Freuden. Wenn man sie ausschickte, so gieng sie schleunig ihre Wege, und kam schnell wieder nach Hause. Einst kam Therese, des Nachbars Dienstmädchen, auf dem Markte zu ihr, und sagte: „Liebe Agnes, ich kann es bey meiner Herrschaft nicht länger mehr aushalten". Warum denn nicht? fragte Agnes. „Ja ich sollte als Köchinn abspühlen, auskehren, Holz und Wasser tragen. Kurz, ich sollte alle grobe Arbeit thun. Da wäre ich eine Närrinn"! „Aber warum sind wir denn Dienstbothen", erwiederte Agnes, „wenn wir nicht arbeiten wollen. Arbeit macht gesund und stark, und dazu haben

wir

wir unsere geraden Glieder. Doch ich kann heute mit dir nicht länger reden; denn ich habe zu Hause die Hände voll Arbeit. Behüte dich Gott"!

Dieses Gespräch hörte Jemand, der öfters zur Herrschaft, wo die brave Agnes diente, kam, und erzählte es der Frau. — Seit der Zeit an hatte sie die Frau noch lieber als zuvor, und sie gab ihr nebst dem Lohne unter dem Jahre bald einige Ellen Leinwand, bald ein Par Strümpfe und Halstuch u. dgl.

Agnes wurde aber auch ihrer Arbeitsamkeit wegen bald in der ganzen Nachbarschaft bekannt. Unter andern bemerkte ein rechtschaffener Bürger ihren Fleiß, heurathete sie, und lebte glücklich und gut mit ihr.

Gemeiniglich hörte man Agnes schon in aller Frühe beym Spinnrade singen:

Wer sich an alle Stühle lehnt,
Lang schläft, und bey der Arbeit gähnt,
Der hat einst große Noth.
Wer aber früh vom Bett' aufsteht,
Und munter zu der Arbeit geht,
Der hat sein täglich Brod.

49. Gesundheitsregeln für Mädchen.

Mädchen! es ist Gewissenspflicht, daß ihr für eure Gesundheit sorget, und sie nicht muthwillig verscherzet. Ihr werdet aber lange gesund bleiben, wenn ihr euch an folgende Regeln fleißig haltet.

1.) Hütet euch vor heftigem Zorn und Schrecken, vor Furcht und Traurigkeit, und haltet euer Gemüth allemal in Frieden mit Gott ruhig. Ist euch unversehens eine starke Gemüthsbewegung z. B. ein unerwarteter Schrecken zugestossen, so esset oder trinket nicht gleich darauf. Wenn ihr so empfindlich seyd, daß ihr bey euern Schmerzen leicht weinen könnet, so haltet die Thräne nicht mit Gewalt zurück, sondern weinet euch lieber satt. Fliehet besonders das Laster der Wollust, diese schmeichelhafte, aber tödtliche Feindinn eurer Gesundheit; denn sie läßt Krankheiten nach sich, derer Namen schon wahrhaft fürchterlich sind, und Entsetzen und Abscheu erwecken.

2.) Athmet immer frische und freye Luft, nicht die Luft sumpfichter Gegenden und unreiner Oerter, oder lange verschlossener Zimmer. Haltet eure Zimmer allzeit sauber und reinlich, und leidet keinen Unflat, der die Luft anstecket, darinn. Schlafet nicht in feuchten, oder gar zu warmen Zimmern oder Betten. Haltet im Schlafe vorzüglich die Füsse und den Magen warm, den Kopf aber mit einer leichten Haube bedeckt. Gehet niemals plötzlich aus der Kälte in die Hitze. Es ist sehr schädlich. Wenn ihr euch erhitzt habt, so setzet euch nicht gleich in kühle Orte hin. Entblößet die Brust oder die Füsse nicht schnell, wartet, und gehet wenigstens so lange auf und ab, bis der Schweiß vorbey ist, sonst wird die Ausdünstung auf einmal gehemmt, und veranlasset tödtliche Krankheiten in der Brust, in der Lunge, und in Gedärmen.

3.) Bedienet euch allzeit solcher Kleider, die den Leib gehörig bedecken, und vor Kälte und Näße schützen, die nicht zu enge sind, und nicht spannen oder drücken, besonders bindet das Halstuch und die Strumpf-

bän-

bänder nicht zu strenge. Traget im Sommer nicht gar zu leichte, und im Winter nicht gar zu warme Kleider. Vor allem sehet euch um gute Schuhe und Strümpfe um, damit ihr die Füsse immer trocken und warm erhaltet. Sorget überhaupt mit vieler Sorge für die Reinlichkeit. Wechselt, so oft es seyn kann, mit der Wäsche, mit Hemden und Strümpfen, und vergesset nicht, die Betten, wo ihr schlafet, öfters auszulüftern. Gewöhnet euch von Jugend an beym Aufstehen und zu Bette Gehen, vor und nach jeder Mahlzeit, auch so oft ihr etwas gegessen habt, den Mund mit frischem Wasser auszuspühlen, und die Zähne damit zu reinigen, wenn ihr von den grausamen Zahnschmerzen bewahret seyn, und gesunde Zähne behalten wollet, wovon die Verdauung so sehr abhängt. Eben so sollet ihr täglich früh Morgens die Zunge reinigen, und besonders die Augen mit frischem Wasser auswaschen.

4.) Seyd mäßig im Essen und Trinken, jeder Bissen über den Hunger, und jeder Trunk über den Durst greift die Gesundheit an. Esset und trinket nichts, außer wenn ihr Hunger und Durst habet, besonders esset selten von Zuckerbäckereyen, Torten u. dgl. Näschereyen. Auf die Nacht esset allemal weniger, als zu Mittag, wenn ihr ruhig schlafen wollet. Esset nicht zu hastig, aber auch nicht zu langsam, nicht zu heiß, nicht zu kalt, und nicht zu harte oder gar unausgekochte Speisen.

5.) Euer Getränk, Mädchen! sey reines Wasser. Trinket aber nicht, wenn ihr erhitzt seyd. Viele junge Mädchen haben sich durch einen Trunk in der Hitze schon den Tod zugezogen. Trinket nicht zu oft, und zu viele erhitzende und erkältende Getränke, z.B. Kaffee, Schokolade, Wein, gar zu starkes Bier, Gefrornes, zu viel Limonade u. dgl.

6.) Meidet heftige und zu lange anhaltende Bewegungen, z. B. starkes Laufen, und zu langes, heftiges Tanzen; hütet euch aber auch vor lange dauerndem unnöthigem Sitzen. Gehet am schönen Morgen oder Abend der wärmeren Jahreszeiten durch Wiesen und Felder, oder steiget auf Berge oder Hügel, und wechselt Arbeit mit Ruhe und Erholung ab. Z. B. pflücket Blumen, jaget den Papilionen nach, schlafet nicht zu lange, und wachet auch nicht zu viel. Leget euch im Bette mit dem Haupte etwas hoch, mit dem Leibe aber gerade ausgestreckt, und leget euch nicht auf den Rücken, sondern auf die Seite. Hütet euch vor Erkältungen bey der Nacht, und ganz besonders im Sommer vor erhitzenden Betten.

50. Emiliens früher Tod, oder die Gefahren beym Tahzen.

Auguste war ein gesundes blühendes Mädchen. Gesundheit glänzte auf ihren rothen Wangen, Gesundheit strahlte aus ihren blauen Augen. Jedermann freute sich beym Anblicke des muntern, lebhaften Mädchens, und ihre Aeltern sahen in ihr die Hoffnung und den Trost ihres Alters. Nur etwas zu feurig und lebhaft war Auguste. Und bey keiner Gelegenheit zeigte sich diese allzugroße Lebhaftigkeit mehr, als beym Tanzen. Da konnte Auguste gar nicht aufhören, da war sie unermüdlich, da mußte sie jeden Tanz mitmachen, und sie war die Erste und Letzte auf dem Platze. Zum Glücke war auf allen Bällen, Hochzeiten, nnd bey andern Gelegen-

genheiten, wo Auguste tanzte, jedesmal ihre Mutter mit zugegen, die sorgfältig auf sie Acht gab, daß sie nicht kalt trinken durfte, und sich beym Nachhausegehen nicht erkältete. Indeß war die gute Mutter doch immer in Sorgen wegen ihrer Auguste. „Mädchen, Mädchen“! sagte sie oft warnend, „schone deine Gesundheit, man kann durch unmäßiges Tanzen auch den festesten Körper zu Grunde richten“. Allein, Auguste, die leichtsinnige Auguste, achtete wenig auf diese Warnungen. Sie hielt ihre Gesundheit für unverwüstlich, und würde also gewiß früher oder später die übeln Folgen ihrer Unbesonnenheit erfahren haben, wenn sie nicht das traurige Schicksal einer ihrer Freundinnen vorsichtiger gemacht hätte.

Diese war die Tochter eines Gutsbesitzers, dessen Haus nur zwey Stunden von Augustens Geburtsort entfernt lag.

Auguste hatte Emilie, so hieß jenes Mädchen, seit einem halben Jahre nicht gesehen. Wie froh war sie, daß endlich die rauhe Winterwitterung aufhörte, und der Weg nach dem lieben Grünthal, wo ihre Emilie wohnte, immer beßer und trockner ward. „Wann werden wir denn einmal nach Grünthal gehen“? sagte sie täglich zu ihrer Mutter. Und wie freute sie sich, als es endlich an einem heitern Abende hieß: „Morgen, morgen“!

Es war ein schöner, angenehmer Frühlingstag. Mitten durch grünende Felder, und unter dem fröhlichen Gesange munterer Vögel giengen Mutter und Tochter nach Grünthal zu. Die Mutter suchte Augusten auf die Schönheiten des Frühlings aufmerksam zu machen. Aber Auguste dachte heute nur an ihre Emilie, und was sie ihr erzählen, und wie vergnügt sie sich heute

mit ihr unterhalten wollte. Die gute Auguste ahndete nicht, daß ihre Freude bald in Traurigkeit verwandelt werden sollte. Jetzt waren sie vor dem Dorfe. Schon sah man deutlich das neue schöne Haus, wo die geliebte Emilie wohnte. Da konnte sich Auguste nicht länger halten. Die Mutter gieng ihr zu langsam. „Ich will nun vorauslaufen, und Sie anmelden“, sagte Auguste schnell zu ihrer Mutter, und nach wenig Augenblicken war sie schon in dem lieben Gutsbesitzershause. „Wo ist Emilie? Wo ist Emilie? Ist sie im Zimmer? Ist sie im Garten? Ich will sie überraschen“. So fragte Auguste hastig, und mit halblauter Stimme eine Magd, die ihr beym Eintritte in's Haus entgegen kam.

Ach, die arme Emilie! — Es ist gut, daß Sie kommen; Sie hätten sie sonst vielleicht nicht wieder gesehen“! — Die Magd wischte sich die Augen, indem sie dieses sprach, und Auguste erblaßte, und blieb vor Schrecken auf der Stiege stehen, bis Emiliens Mutter, die gerade die Zimmerthüre öffnete, sie erblickte, und sie stillschweigend in das Zimmer führte. Unterdessen kam auch Augustens Mutter, und erschrack nicht weniger als diese über die Nachricht von Emiliens gefährlicher Krankheit. — Auguste bath, daß man sie doch sogleich zu ihrer kranken Freundinn führen möchte. Allein, Emiliens Mutter mußte ihr dieses abschlagen, weil Emilie ein wenig schlummerte. Auch werde ich meine arme Tochter erst auf ihre Ankunft vorbereiten müßen, weil die plötzliche Freude das schwache Mädchen tödten könnte“, fügte sie hinzu, und fieng an bitterlich zu weinen. Auguste zerfloß ebenfalls in Thränen, und ihre Mutter gieng an's Fenster, und weinte auch. Alle waren einige Zeit lang stille, und sprachen kein Wort. Endlich kam Emiliens Vater aus der Kranken-

kenstube. Auch er mußte sich erst die Augen trocknen, ehe er seine Gäste bewillkommen konnte. „Emilie ist eben aufgewacht", sagte er dann zu seiner Frau, „und verlangt nach dir. Geh, und bereite sie zugleich auf die Ankunft dieser lieben Freundinnen vor"! Indeß diese zu ihrer kranken Tochter gieng, erzählte er nicht ohne Thränen die Ursache von Emiliens Krankheit.

Vor einigen Monaten war sie mit auf der Hochzeit gewesen, hatte sich beym Tanzen sehr erhitzt, und in der größten Erhitzung kalt getrunken. Schon beym Nachhausegehen hatte sie Blut ausgeworfen, und war von der Zeit an, trotz aller angewandten Mittel, täglich blasser und kraftloser geworden. Die Aerzte hatten die trauernden Aeltern versichert, daß sie die unheilbarste Auszehrung habe, und kein Jahr mehr leben könne.

Jetzt kam die Mutter aus der Krankenstube, und führte Augusten nebst ihrer Mutter an das Bett ihrer Tochter. Emilie richtete sich in die Höhe, sobald sie ihre liebe Auguste erblickte. Ihre matten Augen funkelten vor Freude. Ihre Arme streckten sich aus. „Auguste"! rief sie mit schwacher Stimme, und Auguste lag in ihren Armen. „Warum weinst du, Auguste"? fieng darauf Emilie an. — „Ich bin nicht sehr krank, und habe keine Schmerzen. Ich werde bald wieder gesund werden". —

Dann erkundigte sie sich, wie es ihrer Freundinn die Zeit über, wo sie sich nicht gesehen hätten, gegangen sey, und ob sie denn nichts von ihrer Krankheit erfahren, und warum sie ihr nicht mehr einen Besuch gemacht habe? Auguste konnte fast vor Schluchzen nicht antworten. Aber Emilie sprach immer fort, bis sie ihr Vater endlich mit sanfter Stimme erinnerte, daß ihr

der Arzt das viele Reden als schädlich verbothen habe. Zugleich gab er Augusten ein angenehmes Buch, und bath sie, Emilien daraus vorzulesen. Auguste that es sehr gerne; aber sie setzte sich ans Fenster, damit die gute Kranke die Thränen nicht sehen möchte, die unterm Lesen auf jedes Blatt fielen.

So kam der Abend heran, wo sich Auguste von Emilien trennen, und mit ihrer Mutter nach der Stadt zurückgehen mußte. Es war, als wenn Augusten das Herz brechen sollte, als sie von ihrer kranken Freundinn Abschied nehmen mußte. Ach, es ahnete ihr, daß sie ihre Emilie nicht wieder sehen werde.

Nach etwa acht Tagen kam von Grünthal ein Brief mit einem schwarzen Siegel. Emilie hatte von neuem einen heftigen Blutsturz bekommen, und war wenige Stunden darauf verschieden.

Auguste wollte sich gar nicht zufrieden geben. „Ich muß sie noch einmal sehen“, rief sie, da sie hörte, daß Emiliens Leichnam erst am folgenden Tage begraben werden sollte. Ihr Wunsch wurde erfüllt. Ihre Mutter gieng am Begräbnißtage mit ihr nach Grünthal. Emilie lag im offenen Sarge in dem Vorhause. An der einen Seite stand ihr Vater, an der andern ihre Mutter, beyde schluchzend und in Thränen zerfließend.

„Erinnere dich an diese früh verwelkte Rose“! sagte ernsthaft und wehmüthig Augustens Mutter, indem sie sich unbemerkt unter dem Gedränge der Umstehenden mit ihr verlor, und wieder nach der Stadt zurückgieng, ohne Emiliens betrübte Aeltern angeredet zu haben. Die Betrübniß derselben schien ihr zu heilig, als daß sie durch Störung entweiht werden dürfte. „Erinnere dich an Emilien: bey jedem Tage erinnere dich an Emilien“! sagte sie noch oft unterwegs zu ihrer Auguste.

Ach,

Ach, Auguste vergaß den Anblick ihrer todten Freundinn nie. Ein ganzes Jahr hindurch tanzte sie gar nicht, und sie hatte sich es fest vorgenommen, nie wieder zu tanzen.

Aber ihre Mutter ermunterte sie selbst wieder dazu. „Das Tanzen“, sagte sie, „ist ein unschuldiges Vergnügen. Ich wünsche sogar, daß du tanzest; denn ich war in meiner Jugend selbst eine große Freundinn davon; darum habe ich dir auch Unterricht darinn geben lassen. Dein Vater sagt: Das Tanzen befördert den regelmäßigen Umlauf unsers Blutes, es stärket die Verdauungskräfte, entwickelt in der Jugend unsern Wachsthum, und macht uns leicht und behende. Durch den Tanz erhalten wir eine geschmeidige Wendung, einen anständigen Gang, und mehr Anmuth in allen unsern Gebährden. Mäßig und mit Vorsicht genossen ist dieses sogar Vergnügen, unserer Gesundheit zuträglich. Aber merke dir die drey Regeln, liebe Auguste: Nicht zu lang und zu viel. — Nicht zu hitzige und angreifende wilde Tänze. — Nicht kalt, und lieber gar nicht getrunken, und überhaupt Erkältungen durch Zugluft, oder durch Nachhausegehen in leichter Kleidung vermeiden! — Denke an Emilien“!

Auguste tanzte also wieder, aber sie beobachtete dabey die weisen Regeln und Vorschriften ihrer Mutter, und blieb gesund und blühend. Oft, wenn sie andere Mädchen zu unbesonnen und zu hitzig tanzen, und auf ihre Jugend und Gesundheit losstürmen sah, zog sie dieselben bey Seite, und erzählte ihnen Emiliens trauriges Schicksal.

Wohl denen, die sich dadurch warnen liessen! Manche dankten noch nach langen Jahren Augusten für diese Erinnerung.

51.

51. Lehren eines Vaters an seine Tochter zur Erhaltung der Reinigkeit des Herzens.

Gottfried, ein guter, verständiger Vater, hatte eine einzige Tochter, die Karoline hieß. Sie war ungefähr sechzehn Jahre alt, als er sie eines Abends zu sich in's Zimmer rief, und mit ihr so zu reden anfieng:

„Liebe Karoline! noch bist du gut und unschuldig, noch bist du dir, ich weiß, keiner bösen Gedanken und Empfindungen, keiner unerlaubten Absichten und Wünsche, keiner unordentlichen und schändlichen Begierde und Leidenschaften bewußt. Noch ist in deinem Innern Alles, was dein Aeußeres verheißt; noch darfst du jedem Menschen gerade in die Augen sehen, ja, was noch mehr ist, noch darfst du die Gedanken an Gottes Allwissenheit selbst mit kindlicher Freudigkeit denken, und ihn lebhaft in dir werden lassen. Allein, du wirst immer größer und älter; du kömmst vielleicht bald unter Menschen, und in Gesellschaften, wo deiner Unschuld und Tugend mancherley Fallstricke dürften gelegt werden. Bey diesen Umständen kann ich dir daher nichts so sehr empfehlen, als die Reinigkeit des Herzens, und die Gesinnungen, oder, mit andern Worten, die Tugend der Keuschheit. Sie ist die Zierde deines Alters, sie giebt dir fröhlichen Muth, Kraft und Leben, sie verschafft dir wahre dauerhafte Freuden, sie macht dich bey Gott und den Menschen werth und beliebt.

Du wirst mich fragen, Karoline! Was ist denn die Keuschheit? — Ich darf dir diese Tugend nicht erst beschreiben; denn du kennst sie aus deinem Gefühle selbst,

sie glänzt noch in deinem Innersten diese Zierde des Herzens. Ich will dir auch keine Schilderung von dem Gegentheile derselben, von dem Laster der Unkeuschheit machen, damit sich deiner reinen Seele kein schändliches Bild darstelle, vor dem sie zurückschaudern müßte. Ich muß dir aber doch die Hauptbegriffe von beyden in Kürze sagen, damit du bestimmt und deutlich fassen könnest, was Keuschheit, und was das schändliche Gegentheil dieser Tugend, Unkeuschheit, Unzucht und liederliches Wesen sey. Höre mich, Karoline! Wenn eine junge Person männlichen oder weiblichen Geschlechts bis zu der Zeit, da sie ein rechtmäßiges eheliches Bündniß eingehen kann und darf, alle Vertraulichkeit mit Personen des andern Geschlechtes vermeidet, wenn sie alle unreinen Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen aus ihrer Seele verbannt, wenn sie ihrem Auge und Ohre gebiethet, sich von allem, was dergleichen die Seele vergiftenden Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen in ihr erregen könnte, mit Abscheu wegzuwenden, und nie mit Wohlgefallen darauf zu achten, wenn sie endlich im höchsten Grade schamhaft, nicht bloß gegen andere Menschen, sondern auch gegen sich selbst ist, und diejenigen Theile ihres eigenen Körpers, welche Wohlanständigkeit und Schamhaftigkeit bedeckt zu halten gebiethen, ohne Noth niemals weder vor andern, noch vor sich selbst entblößt oder berührt; wenn sie auf diese Weise ihren Leib und ihre Seele rein und züchtig, unbefleckt und frey von verderblichen Leidenschaften und Begierden erhält: dann gebühret ihr das erhabene Lob der Tugend der Keuschheit. Wenn dagegen eine Person von diesen sich das unglückliche Gegentheil erlaubt, dann ist sie unkeusch, unzüchtig und liederlich.

O, liebe Karoline! warum muß ich dir es sagen? — Aber ich kann, ich darf es dir nicht verschweigen, daß unter allen Tugenden die der Keuschheit beynahe am seltensten geworden ist. Eine fast allgemeine schändliche Ausgelassenheit und Schamlosigkeit hat sich durch alle Stände und durch beyde Geschlechter verbreitet. Dinge, die eine reine Seele mit Abscheu erfüllen, sind in den meisten Gesellschaften ein Gegenstand der Unterhaltung und des Scherzes geworden. Man spottet nicht selten der Unschuld, lacht der Tugend, und huldiget ihrem garstigen Gegentheile. Man macht sich oft wenig daraus, die Unschuld zu hintergehen, gute Mädchen an den Rand des Verderbens zu führen, und sie in's Elend zu stürzen. Sey daher auf deiner Hut, liebe Tochter! und laß dich nicht von bösen Menschen verführen. Schütze und bewahre nichts so sorgfältig, als die Tugend der Keuschheit. Vernimm zu dem Ende einige Regeln und Vorschriften, durch deren redliche Befolgung du am sichersten deine Unschuld retten kannst, und präge sie deinem Gedächtniße und deinem Herzen mit unauslöschlichen Buchstaben ein.

1.) Hänge dich fest an deine Aeltern, sey besonders unzertrennlich von deiner Mutter, und betrachte sie als den sichtbaren Schutzengel, den der liebe Gott dir beygesellt hat, um deine Tugend vor vielen der drohenden Gefahren zu schützen.

2.) Betrachte uns nunmehr, da der Kindheit Stuffen von dir erstiegen sind, nicht mehr bloß als Aeltern, sondern als deine treuesten und beßten Freunde; die ihr eigenes Leben wahrlich nicht so sehr als deine Wohlfahrt lieben, denen es auch nicht an Einsicht und Welterfahrung fehlt, um dir in jedem Falle das zu rathen, was dir jedesmal am zuträglichsten seyn wird.

3.) Schließe dem zu Folge dein Herz mit allem, was du zu jeder Zeit denkest und empfindest, gern und willig vor uns auf, verhehle uns nichts, nichts, — selbst deine Fehler und Schwächen nicht, fest überzeugt, daß es uns unmöglich ist, dein kindliches Vertrauen jemals auf irgend eine Weise zu mißbrauchen, und daß wir deine Offenherzigkeit nie mit Bitterkeit oder Vorwürfen, sondern immer mit Güte und Liebe, und mit unserm beßten väterlichen und mütterlichen Rathe erwiedern werden.

4.) Fahre fort, wie du angefangen hast, Mäßigkeit, Einfachheit und Schlichtheit in Lebensart und Sitten immer mehr und mehr lieb zu gewinnen; die armseligen, freudenleeren Zerstreuungen der großen Welt hingegen in ihrer ganzen Dürftigkeit kennen zu lernen und zu verachten, und dagegen die stillen häuslichen Vergnügungen in dem Schooße einer durch Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Ordnung beglückten Familie über alles zu schätzen.

5.) Fahre fort, wie du, Gott Lob, gleichfalls angefangen hast, dir eine regelmäßige Berufsgeschäftigkeit zu einem dringenden Bedürfniße für Leib und Seele zu machen, und den Müßiggang sammt jeder unnützen, zwecklosen, und bloß tändelnden Geschäftigkeit wie die Pest zu fliehen.

6.) Sey im höchsten Grade schamhaft, wie gegen andere, so auch gegen dich selbst. Dein jungfräulicher Leib müße für dich selbst, wie für Andere, ein Heiligthum seyn, bedeckt und geschützt vor entweihenden Blicken und entehrenden Berührungen.

7.) Vermeide jede Vertraulichkeit, und besonders das gefährliche Alleinseyn mit jungen Personen des andern Geschlechtes. Wenn deine Gemeinschaft Anfangs

fangs noch so unschuldig ist, so ist doch deine Reinigkeit schon in größter Gefahr. Die meisten Liebeshändel nehmen ein trauriges Ende, und nach langen oder gar zu vertraulichen Bekanntschaften folgt entweder gar keine, oder nur eine unglückliche Ehe.

8.) Schätze dich selbst zu hoch, um den abgeschmackten Schmeicheleyen und Liebeleyen junger Gecken je ein Ohr zu leihen. Wer dir schmeichelt, der meynt's nicht redlich mit dir, der verachtet dich als eine eitle Närrinn. Verachte auch du ihn.

9.) Vermeide alles, was dein Herz und deine Einbildungskraft verderben kann. Das Anhören zweydeutiger Scherze und schändlicher Reden, den Anblick unkeuscher Vorstellungen in Gemählden und Kupfern, und vor allem das Lesen solcher Bücher, die theils von Liebeleyen handeln, theils schmutzige Zoten enthalten, theils das Laster absichtlich in ein reizendes Gewand von durchsichtigem Flor hüllen, ihm dadurch seine natürliche Häßlichkeit benehmen, und den Anblick desselben eben dadurch um so viel verführerischer machen. Und willst du sicher seyn, liebe Tochter! deine Unschuld und Tugend von solchen Werkzeugen der Verführung nie verwundet zu sehen, o, so befolge meinen dir schon oft wiederholten väterlichen Rath, und nimm nie ein Buch in die Hand, das du nicht erst vorher meiner Beurtheilung unterworfen hast, um zu erfahren, ob es dir nützlich oder schädlich seyn werde.

10.) Endlich, meine liebe Tochter! vermeide auch, wo nicht allen Umgang, denn dieß steht nicht immer bey uns — doch wenigstens alle Vertraulichkeit mit solchen Personen deines eigenen Geschlechtes, von denen du auch nur das geringste Unehrbare und Unkeusche hörst oder siehst; denn das beßte Herz, und die un-

unschuldigste Seele kann durch böse Beyspiele verdorben werden.

52. Der Kampf für die Tugend.

Amalie war die Tochter eines rechtschaffenen Bürgers in einer Stadt. Sie war noch jung, von schöner Bildung des Körpers, aber noch schöner war ihre Seele. Unschuld hielt sie für ihr höchstes Gut auf Erden; für diese war sie also auch vorzüglich besorgt. Einmal aber hatte sie eine schreckliche Versuchung zu überstehen.

Eben da sie Morgens zum Gottesdienste gehen wollte, hatte sie ein gewißer Mensch, der im nämlichen Hause wohnte, zur abscheulichsten Sünde bereden wollen. Die gute Amalie wollte davon nichts hören. Allein, der Verführer brauchte bald Gewalt, und versetzte der Unschuldigen, weil sie ihm möglichsten Widerstand leistete, mit einem kleinen Messer mehrere Stiche. Als er Blut fließen sah, nahm der Unglückliche die Flucht; die Verwundete aber flehte, sobald sie sich aus ihrer Ohnmacht, in die sie vor Schrecken gefallen war, erhohlt hatte, Gott um Gnade für ihren Feind an, und dankte herzlich für die Rettung ihrer Unschuld.

Allein, ihre Wunden waren unheilbar. So sehr ihre Aeltern und die ganze Stadt ihre Gesundheit wünschten, so konnte doch die gute Tochter nicht mehr hergestellt werden. In kurzer Zeit mußte sie wegen ihres standhaften Kampfes für die Tugend diese Welt verlassen. Der Jammer ihrer Aeltern, ihrer Freunde und

Bekannten, und die Trauer der ganzen Stadt über ihren Tod war unbeschreiblich.

Mädchen! steht stille, und blicket diese Unschuldige an; — seht, Tugend war ihr lieber, als das Leben. Und ihr laßt sie euch oft so leicht, so bald nehmen! — —

53. Der Werth der Unschuld.
An Mädchen.

Glaubt mir, Mädchen! unserm Leben
Kann nur Unschuld Würde geben;
Denn ein schönes Angesicht
Giebt des Herzens Güte nicht.

Eurer Wangen Rosen welken,
Wie die Veilchen, wie die Nelken;
Nur beym blassen Angesicht
Welkt der Werth der Unschuld nicht.

Ach, wie welkt nicht in der Jugend
Manches Mädchen ohne Tugend,
Wenn ein schönes Angesicht
Ihrem Herzen nicht entspricht.

In der Bildung steckt die Lüge,
Tugend adelt nur die Züge,
Edlen kann man nur allein
Schön durch Seelenbildung seyn.

Die du nur für Tugend glühest,
Und wie eine Rose blühest,
In der schönsten Frühlingszeit,
Dir sey dieses Lied geweiht.

Du der Schöpfung Meisterstück,
Fühle Freundschaft, fühle Glück,
Und in deines Freundes Arm
Lebe ohne Gram und Harm.

Der mit Witz und mit Verstand
Auch ein edles Herz verband,
Und es treu und redlich meynt,
Mädchen! dieser sey dein Freund.

Willig leih du ihm dein Ohr,
Mahlt er dir die Tugend vor.
O, so fühle, wie die Treu'
Und die Liebe edel sey.

54. Warnung vor der Wollust.

Der Wollust Reiz zu widerstreben,
Dieß, Mädchen! liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit seyn.
Entflieh der schmeichelnden Begierde,
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis und Trank dein Herz beschweren,
Und sey ein Freund der Nüchternheit.
Versage dir, dich zu besiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
Und steure deine Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebiethen,
Und sey, die Wollust zu verhüten,
Stets schamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh des Witzlings freyen Scherzen,
Und such im Umgang edler Herzen
Dir Beyspiel, Witz und Zeitvertreib.

Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts.
Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäfte:
Entzieh der Wollust ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angesichts.

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen,
So wach auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh' er die Freyheit dir verwehrt.
Ihn bald in der Geburt ersticken
Ist leicht, schwer ist's, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freyer;
Und oft wird ein verborgnes Feuer
Aus dem, was Anfangs Freundschaft war.

Dein fühlend Herz wird sich verzeihen,
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben,
Und keine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.

Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst ihr stets die That verwehren;
Ist d'rum dein Herz schon tugendhaft?
Ist's Sünde nur, die That vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?

Begierden sind es, die uns schänden,
Und, ohne daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon unsre Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht erröthest,
Nicht durch den Geist die Lüste tödtest;
So rühme dich der Keuschheit nicht.

Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu' bringt sie zurück.

Denk oft bey dir: Der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt' ich auch in Finsternissen
Den Gräu'l der Wollust ihr verschließen;
So sieht und findet mich doch Gott.

Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verdirbt.

Wie blühte nicht des Mädchens Jugend,
Doch, es vergaß den Weg zur Tugend,
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

So rächt die Wollust an den Frechen
Früh oder später die Verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter Hand.
Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen,
Und lohnet dir mit Unverstand.

Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab.
Und unter deiner Lüste Bürde
Sinkst du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Thiers herab.

D'rum fliehe vor der Wollust Pfade,
Und wach, und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an.
Erzittre vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem neuen Fall gethan.

55.

55. Die Engel am Scheidewege, oder der Weg der Tugend ist der Weg zum Glücke.

An dem Ziele, wo das Kindesalter in das Jugendalter übergeht, und das Mädchen sich in die Jungfrau verliert, theilt sich der Weg des Lebens zur Rechten und Linken. Zu beyden Seiten stehen drey Engel, welche die nahende Jungfrau empfangen, und sie einladen, mit ihnen zu gehen.

Frey und lockend sind die Mienen, reizend, verführerisch die Gewänder, süß und überredend die Worte der zur Linken; sie heissen **Weltsinn, Eitelkeit** und **Hochmuth**. Aber sanft und bescheiden blicken die zur Rechten, sittsam umschlingt das Gewand die zarten Glieder; freundlicher Ernst schwebt um die reinen Lippen, Friede des Himmels leuchtet von den edel gewölbten Stirnen. Sie nennen sich **Unschuld, Einfalt** und **Demuth**.

Nahet sich eine Jungfrau dem Scheidewege, dann eilen ihr die zur Linken entgegen. „Geh mit uns“, sprechen sie, „unser Weg ist der Weg der Freude. Wir lehren dich zu gefallen und zu genießen. Wir erhöhen durch Kunst, was die Natur dir gab, und ersetzen durch Kunst, was sie dir versagte. Wir decken deinen Leib mit weissen schimmernden Gewändern; wir lassen dich die Schmeichellaute des Lobes aus dem Munde schöner Männer vernehmen; wir führen dich in die bunten Reihen des Tanzsaales, wo sich die berauschenden Töne der Musik mit dem raschen Wirbel des Tanzes, der die Brust hoch aufpochen machet, die Leckereyen der Tafel mit den Scherzen deiner Freunde vereinigen, alle

deine Sinne in wollüstige Betäubung zu versenken. Folg uns, und sieh stolz auf die Thörinnen herab, die in öder oder einsamer Stille den Frühling des Lebens vertrauern"!

Folgt die Jungfrau dieser Rede, dann weinen die Engel zur Rechten eine Thräne des Bedauerns über die verlorne Schwester. Aber, wenn sie, die Lockung nicht achtend, sich zu ihnen wendet, dann empfangen sie mit freundlichem Gruße die neue Freundinn, und reden also zu ihr: „Nicht die offene, geräuschvolle Bühne der Welt, der Tummelplatz des Lasters und der Verkehrtheit ist das Element weiblicher Tugend und Freude, nein, der enge Bezirk des Hauses, der stille Familienkreis ist es, in dem die Geister der älterlichen, ehelichen und kindlichen Liebe wohnen. Dort führen wir dich hin, dort zeigen wir dir die Quelle deiner Freuden. Nichts von dem biethen wir dir, was jene dir gebothen haben. Wir geben dir zum Geruche den Duft der Blumen, grüne Blätter für brabantische Spitzen; die Viole des Baches für den Schmuck der geruchlosen Blumen von Seide; wir führen dich statt in den prächtig erleuchteten Tanzsaal unter den gestirnten Prachthimmel, und lassen dich statt glänzender Kronleuchter die Wetter leuchtende Wolke bewundern. Dein höchster Lohn, wenn du uns folgest, und treu bleibest, ist das Gefühl, daß du uns gefolgt und treu geblieben bist. Aber dieses Gefühl — o, daß du uns recht känntest! — wiegt alle Schätze und Güter der Welt auf. Es macht dich ruhig in den Stürmen des Lebens, und würzt bey der bittersten Armuth deine dürftige Mahlzeit. Es schafft deiner Seele Friede und Heiterkeit; es macht schön vor Gott und Menschen. Mag der Herbststurm die verfallenden Blätter deiner Jugend her-

ab-

abwehen, mögen die Rosen deiner Wangen verbleichen, und die Haare deines Hauptes ergrauen! ewig blühet des Geistes Jugend, Zeit und Grab trotzet seiner Schönheit — bleib uns treu, und wir sind bey dir auf allen Pfaden des Lebens, im Hause deiner Aeltern, an deinem eigenen Heerde, im Kreise der Deinigen. Bleib uns treu, und wir versammeln liebende Hände um dich, die dir dein Kopfkissen zurecht legen, wenn du krank bist, dir deine gebrochenen Augen schließen, und weinend dein erkaltetes Herz, in dem Unschuld, Einfalt und Demuth wohnten, in den mütterlichen Schooß der Erde legen. Bleib uns treu, und wir erhalten dein Andenken in dem Herzen derer, die du liebtest, die dich liebten, wir führen sie oft zu deinem stillen Grabe, es mit Rosen zu bestreuen, und die Blicke von ihm hinauf zum Himmel erheben, voll sehnenden Verlangens nach deiner Umarmung in den Auen des Friedens".

Welchen Weg, Mädchen, wollt ihr gehen, welchen Führerinnen folgen?

56. Guter Rath für Mädchen.

Mädchen, willst du glücklich seyn?
Hör und übe meine Lehren:
Hältst du Herz und Sitten rein,
Kannst du Ueberfluß entbehren.

Willst du liebenswürdig seyn?
Hasche nicht nach Prunk und Flimmer,
Nur Bescheidenheit nimmt ein,
Thoren blendet leerer Schimmer.

Willst du schön und reizend seyn?
Uebertünche nicht die Wangen,
Hülle dich in Unschuld ein; —
Schminke kann nur Gecken fangen.

Willst du froh und heiter seyn?
Fliehe weit vom Stadtgewühle:
Freude siehst du dort entweih'n,
Spotten reinerer Gefühle.

Wünschest du gesund zu seyn?
Arbeit kann gesund erhalten.
Arbeitsam und mäßig seyn,
War die Medizin der Alten.

57. Fliehe die Versuchung.

Katharine war siebenzehn Jahre alt, als sie das väterliche Haus verließ, und in einem kleinen Städtchen Dienste suchte. Da sie in allen weiblichen Arbeiten sehr erfahren war; so fand sie gleich eine Anstellung. Der Herr aber, bey dem sie als Häuserinn in Dienste trat, war sehr verdorben, und allen Lastern ergeben. Er versuchte oft und auf mancherley Weise die noch unschuldige und unverdorbene Katharine zum Bösen zu verführen; allein, sie blieb der Tugend getreu, und sagte immer: „Das thue ich nicht, das hat mir meine Mutter auf dem Todbette noch mitgegeben: Thu nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses".

Der Herr that ihr viele Versprechungen, und legte ihr Gold und Silber vor; aber es half nichts. Nun fieng er an zu drohen, wie hart er sie halten, wie er mit ihr umgehen wollte. Aber alles war vergebens. Katharine blieb standhaft im Guten, ließ sich nicht verführen, und sagte ihrem Herrn gerade in's Gesicht: „Es ist beßer, daß Sie auf mich böse werden, als daß der liebe Gott böse auf mich wird. Ich will lieber aus ihren Diensten gehen, als Böses thun“.

Sie verließ hierauf bald dieses Haus, und kam glücklicher Weise zu einer Herrschaft in Dienst, wo ihrer Tugend keine solche Fallstricke mehr gelegt wurden.

Wie gut ist es also, wenn man den Versuchungen zum Bösen ausweichet. Hätte Katharine dem Verführer noch länger Gehör gegeben, so hätte sie das Geld leicht blenden, und zur Sünde verleiten können.

Fliehe vor der Sünde, wie vor einer Schlange; denn wenn du ihr zu nahe kömmst, so sticht sie dich.

58. Die heimliche Sünderinn.

Ein Par gute Aeltern hatten eine Tochter, die sie ungemein liebten; das Kind war ihre ganze Freude. Auch war es ein recht liebes Mädchen, hübsch, wohlgewachsen, munter, zugleich verständig und gutmüthig, fleißig bey der Arbeit half es seiner Mutter schon in der Wirthschaft, worinn es viele Geschicklichkeit zeigte. Dabey hatte es auch viele bloß angenehme Gaben und Geschicklichkeiten. Eine schöne Stimme, einen leichten Gang; und da man es bey ihr an keinem Stücke des Un-

Unterrichtes und der Bildung hatte fehlen lassen, spielte es niedlich auf dem Klavier, und sang noch besser, tanzte mit Leichtigkeit und Anstand, schrieb eine schöne Schrift, zeichnete ganz gut, und hatte in allen Wissenschaften ihres Geschlechtes und Alters ansehnliche Fortschritte gemacht.

Als die Kleine das dreyzehnte Jahr erreicht hatte, fieng man an, einige Veränderung bey ihr zu bemerken, ihre offene freye Miene ward schüchtern, ihre Munterkeit verwandelte sich in Niedergeschlagenheit und finsteres Wesen; sie ward schläferig, träge und mißmuthig. Die Arbeit gieng ihr nicht mehr recht von statten; noch weniger hatte sie Lust zum Ausgehen zur Gesellschaft ihrer Gespielinnen. Sonst war sie heiter und gefällig gewesen, nun war sie mürrisch. Man sah ihr es an, wie sie gerne gut und fleißig gewesen wäre; denn sie war noch immer willig, und wenn sie gefehlt hatte, that es ihr leid. Sie konnte aber ihren guten Willen nicht ausführen; wenn sie das thun wollte, was sie sich vorgenommen hatte, so war es, als wenn ihr die Arme gelähmt wären, die geringste Anstrengung, die kleinste Schwierigkeit machte sie muthlos und unwillig, und diese Schwäche nahm immer zu.

Es vergieng kein Jahr, so sah man auf ihrem Gesichte Spuren vom Verfall. Die Röthe verschwand, und nachher auch die Weiße, ihre Haut wurde braun. Auf dem ganzen Leibe war sie dürre, ihre Hände wurden runzlicht, und fiengen an zu zittern. Sie hatte oft Magendrücken und Magenschmerzen, und das Essen schmeckte nicht. In einem ganzen Jahre wuchs sie nicht um einen Viertelzoll; das war kein Wunder, denn sie hatte zu wenig Nahrung, weil sie wenig aß, und schlecht verdaute. Ihre Augen wurden schwach, und nach und

nach

nach fand sich Schwindel ein; dann kam Kopfweh und Rückenschmerz.

Nach dem vierzehnten Jahre wurde ihre Mutter gewahr, daß ihr Rückgrad sich krümmte, und daß das Mädchen, welches sonst so schlank und gerade, wie ein Rohr, gewachsen war, ganz schief wurde. Die Aeltern dachten, ihre Tochter wäre gefallen, oder hätte etwas getragen, das für sie zu schwer war; sie riefen daher einen geschickten Arzt. Dieser vermuthete gleich, daß der schiefe Rücken weder vom Heben, weder vom Fallen herrührte, sondern daß das Mädchen sich diesen Fehler auf eine andere Art zugezogen hätte. Das konnte er aus der Gesichtsfarbe, aus dem Zittern der Hände errathen. Er forschte also weiter nach, und fragte nach den Augen, ob diese blöde würden; nach dem Kopfe, dem Magen, dem Rücken, ob sie wehe thäten, nach der Munterkeit u. dgl.; und da er alles so fand, wie er es vermuthet hatte, nahm er die Aeltern bey Seite, und sagte ihnen Folgendes:

„Arme Aeltern! Sie sind über das Unglück ihrer lieben Tochter betrübt, und ich kann Sie, leider! nicht trösten; ich muß Sie vielmehr noch mehr betrüben. Ich thue es ungerne; aber die Wahrheit, mein Gewissen, und ihr Wohl nebst der Rettung ihrer bedauernswürdigen Tochter macht mir aus einer unangenehmen Nachricht eine Pflicht. Ihre Tochter ist nicht gefallen, sie hat sich nichts verrenkt, sondern sie hat aller Wahrscheinlichkeit nach alle ihre Unbehaglichkeiten durch ein heimliches und schändliches Laster verschuldet. — Sie erschrecken? Sie haben Ursache dazu; allein, es ist zuverläßig so, wie ich Ihnen sage. Gehen Sie ihrer Tochter nach, geben Sie auf alle ihre Handlungen Achtung, und Sie werden bald den traurigen Beweis meiner Behauptung finden“.

Die

Die Aeltern thaten, was der Arzt gesagt hatte, und fanden es auch so zu ihrer größten Betrübniß.

Der Arzt kam wieder, und die betrübten Aeltern erzählten ihm ihre schreckliche Entdeckung. Dieser sagte ihnen, daß ihre Tochter in der größten Gefahr wäre, die Gesundheit auf immer, oder wohl gar das Leben zu verlieren. „Ist denn gar keine Rettung mehr“, fragte die Mutter mit bittern Thränen. „Sie ist schwer die Rettung; aber wir wollen noch nicht verzweifeln. Ich kann Ihnen aber nicht die geringste Hoffnung geben, wenn ihre Tochter das Laster nicht gänzlich meidet; dieses wird ihr nicht ganz leicht seyn; denn sie hat sich schon daran gewöhnt. Uebrigens müssen Sie mir versprechen, meinen Rath in Ansehung der Lebensordnung, und des Gebrauches der Arzney auf das genaueste zu befolgen. Vielleicht können wir das unglückliche Mädchen noch retten; ich will mein Möglichstes thun. Erlauben Sie mir nun, mit ihrer Tochter in ihrer Gegenwart zu sprechen.

Die Tochter wurde gerufen. Sie trat beschämt in's Zimmer, und getraute sich kaum die Augen aufzuschlagen. „Gute Lotte“, sagte der Arzt, ich kann Ihnen nicht sagen, daß Sie uns dreist ansehen; Sie können es nicht, aber suchen Sie Sich zu fassen. Ihre Aeltern lieben und bedauern Sie; die Wehemuth ihres Herrn Vaters, und die Thränen ihrer Frau Mutter sind Ihnen Beweise der Liebe dieser guten Aeltern; und ich, ich bin ihr Freund; und wenn Gott seinen Segen giebt, ihr Retter, der Retter ihrer Gesundheit und ihres Lebens. Haben Sie Zutrauen zu mir. Ich verlange nicht, daß Sie mir ihre geheimen Fehltritte gestehen, das brauche ich nicht, ich weiß sie alle. Denken Sie nicht, daß ihre Aeltern mir solche entdeckt

haben. Nein, ich habe ihren Aeltern diese Vergehen, die Sie so heimlich hielten, gleich bey dem ersten Besuche entdeckt. Sie werden Sich wundern, wie ich das weiß. Das lese ich auf ihrem Gesichte, das kenne ich an ihrer Farbe, an ihren Augen, an ihren zitternden Händen, an ihrem verschobenen Rücken. Glauben Sie nicht, daß man solche Vergehen verbergen kann. Gott hat es zur Rettung der armen Verirrten so eingerichtet, daß man ihnen bald das Laster ansieht. Und Sie können darauf rechnen, daß jedermann, der nur etwas davon versteht, Ihnen alle ihre heimlichen Vergehen im Gesichte ansieht".

Die Tochter. Ach, Gott! ich darf mich also vor Niemanden sehen lassen.

Der Arzt. Nein, Lotte! Sie müßen, wenn Sie ihre Ehre retten wollen, sehr eingezogen leben, bis Sie wieder besser sind, wenn Sie je wieder gesund werden können! —

Die Tochter. Sollte ich nicht wieder gesund werden können?

Der Arzt. Liebe Lotte! Sie haben unwissend gesündiget; Sie haben nicht gewußt, daß Sie Sich schadeten; das entschuldiget Sie einigermaßen. Aber Sie haben Sich den größten Schaden gethan, den Sie Sich thun konnten. Erinnern Sie Sich, wie munter, wie frisch Sie vor drey Jahren waren, und bedenken Sie, was Sie jetzt für Schmerzen leiden; sehen Sie in den Spiegel, wie ihr Gesicht aussieht: mager und gelbbraun, und bedenken Sie ihren Wuchs, wie er aufgehalten und zerstört worden ist. Ohne ihr Vergehen wären Sie jetzt eines von unsern gesündesten und schönsten Mädchen. Das alles ist ihr Werk.

Die

Die Tochter. Ach, Gott! erbarme dich meiner!

Der Arzt. Dieß ist nicht alles. Hören Sie, was Sie noch zu erwarten haben. Wenn es auf's glücklichste gehet, so werden Sie ein kränkliches Leben führen, und selten eine Stunde guter Gesundheit geniessen. Vielleicht werden Sie bald sterben, entweder an der Auszehrung, wozu Sie schon die Anlage haben, oder an der Wassersucht.

Die Tochter. Liebster Herr Doktor! ist denn keine Rettung mehr für mich?

Der Arzt. Vielleicht, sie ist aber nicht sicher. Indessen will ich nichts versäumen.

Die Tochter. Ach, thun Sie es ja! ich bitte Sie darum.

Der Arzt. Mich müßen Sie nicht bitten, sondern Sich selbst; Sie müßen es thun, Sie allein können Sich retten.

Die Tochter. Von Herzen gern. Was soll ich thun?

Der Arzt. Sie müßen von nun an ihr garstiges Vergehen auf das sorgfältigste meiden.

Die Tochter. Ja, das will ich von Herzen gern thun.

Der Arzt. Versprechen Sie nicht zu viel, es wird so leicht nicht seyn. Bitten Sie ihre lieben Aeltern um Rath und Beystand, und seyen Sie gegen dieselben gehorsam. Thun Sie alles, was diese Ihnen befehlen werden. Ich werde Ihnen eine gewiße Diät und Arzneyen verordnen, diese müßen Sie genau brauchen; dann können Sie noch einige Hoffnung haben. Das geringste aber, das Sie versehen, kann Sie ganz hoffnungslos machen.

Das

Das Mädchen versprach alles, und hielt auch Wort. Anfänglich kostete es ihr viele Mühe; denn sie hatte sich nun schon das Laster angewöhnt. Sie folgte aber ihren Aeltern, welche sie nunmehr weder Tag, noch Nacht aus den Augen liessen. Nach und nach wurde es ihr immer leichter. Sie lebte genau nach den Befehlen ihrer Aeltern, und nach der Vorschrift des Arztes. Es währte zwar ziemlich lange, ehe man Besserung spürte. Nach einem Jahre aber bekam sie wieder Farbe in dem Gesichte, das Zittern der Hände ließ nach, sie fieng auch wieder an zu waschen, und ihre Munterkeit wachte allmählig wieder auf. Nach ein Par Jahren wuchs sie sogar wieder ziemlich gerade. Allein, sie erhielt doch nimmermehr die ganze Kraft, die völlige Gesundheit und die Blüthe wieder, die sie ehemals gehabt, und die sie erhalten haben würde, wenn sie sich niemals verdorben hätte.

Unschuld, Ehre, Treue, Tugend,
    Und ein reines, unbeflecktes Herz dazu,
Sind der schönste Schmuck der Jugend,
    Und gewähren uns im Alter Engelsruh'.

59. Liebenswürdigkeit.

Liebenswürdig möcht' ich seyn,
Jedermann gefallen!
Doch, wie nimmt man Herzen ein,
Wie gefällt man Allen?

Ist's

Ist's die Stirn, die hoch und frey
Blondes Haar umziehet?
Eine Wange, die dabey
Wie die Rose blühet?

Ist's ein Auge hell und rein,
Wie die Bergkristallen?
Zähne, wie das Elfenbein?
Lippen, wie Korallen?

Ist's ein Körper, wohlgebaut,
Schlank und schön zum Malen?
Wo die sanfte weiße Haut
Adern blau durchstrahlen?

Lieblich, doch vergänglich sind
Aller Schönheit Farben!
Gleich den Blumen, die geschwind
Nach dem Frühling starben.

Nein, nur wo mit Edelmuth
Sich die Stirne schmücket,
Menschenlieb' in reiner Glut
Aus den Augen blicket;

Auf der Wange Sittsamkeit
Neben Rosen stehet,
Und des Mundes Lieblichkeit
Weisheit erst erhöhet;

Wo das Herz mit Lieb' erfüllt
Gegenlieb' erwecket;
Und man Gottes Ebenbild
Ueberall entdecket:

Da ist Schönheit, Treflichkeit,
Lieb' und Wohlgefallen!
Da gefällt man allezeit;
Da gefällt man Allen.

60. Denke stets an Gottes Allwissenheit.

Friederike, ein Mädchen von guter Erziehung, schön von Gestalt, aber eben so schön und unverdorben im Herzen, wurde von unzüchtigen Mannspersonen öfters zum Bösen gereizet; aber sie widerstund jeder Versuchung, indem sie stets an Gottes Allwissenheit dachte.

Einst war ihr die Gefahr der Verführung sehr nahe. Ein junger Herr in ihrem Hause hatte ihr schon lange nachgestellt, und alle Schmeicheleyen angewendet, um sie zu verführen; ja seine abscheuliche Begierde trieb ihn so weit, daß er sich alle mögliche Mittel erlaubte, um die gute unschuldige Friederike zum Falle zu bringen. Bey jeder Gelegenheit suchte er allein zu ihr zu kommen; und als wirklich so ein günstiger Augenblick für ihn kam, sagte er im schmeichelhaftesten Tone zu Friederiken: „Gutes schönes Mädchen! Wir sind hier allein, kein Mensch sieht uns, gewähren Sie mir eine Bitte, deren Erfüllung mich unaussprechlich glücklich machen wird". Die gute, edle Friederike aber, die sich wohl vorstellen konnte, was er verlangte, verabscheute seinen Antrag, und sprach mit ernster Stimme: „Mein Herr! Sie irren Sich, wenn Sie mich für ein Mädchen ansehen, das leichtsinnig genug seyn könnte, Ihnen seine Tugend aufzuopfern.

Ich

Ich versichere Sie, daß Sie von mir niemals erhalten werden, was Sie wünschen. Wie können Sie sagen, daß uns niemand sieht? — Hört und sieht Gott nicht alles? Oder können Sie mich an einen Ort führen, wo uns Gott nicht sieht; an einen Ort, wo das Böse aufhört, bös zu seyn? Verschonen Sie mich daher mit ihren mir lästigen Anträgen, und zwingen Sie mich nicht, daß ich um Hülfe rufen muß".

Diese Worte der edlen Friederike beschämten den jungen Verführer. Er bereute seine Thorheit, gieng und beßerte sich.

Die Augen des Herrn sind viel heller, als die Sonne, und sehen alles, was die Menschen thun, und schauen auch in die heimlichen Winkel. Sirach 23, 28.

61. Das Veilchen und der Dornstrauch.

Lächelnd stand das Veilchen da
In dem stillen Reize; sah
Nach Bewund'rern sich nicht um,
Demuth war sein Eigenthum.

„Du bist", sprach ein Dornenstrauch,
„Immer fröhlich, weißt du auch,
Daß im Thal du nicht allein
Blume bist? — Du bist klein,

Und

Und dein Bißchen Wohlgeruch —
Armes Ding! ist das genug?
Glaub es, man bemerkt dich kaum
In der weiten Schöpfung Raum.

Sieh einmal die Rose an,
Jene Stolze! Jedermann
Heißt sie Königinn, und spricht:
Ihr gleicht keine Blume nicht".

Sittsam, mit Bescheidenheit
Lacht das kleine Veilchen, streut
Süßen Wohlgeruch um sich,
Und das Thal erfreute sich.

„Wenn ich", sprach's mit frohem Sinn,
„Nur ein gutes Veilchen bin!
Meines kleinen Kelches Duft
Füllt zwar nicht die ganze Luft;

Aber doch der kleine Kreis,
Den ich füllen kann, er weiß
Mir zu danken, und ich bin
Glücklich, wie die Königinn.

Ist die Rose schöner gleich,
Ist ihr Kelch an Düften reich,
Kömmt das Bienchen doch von ihr
Auch um Honig her zu mir.

Und oft sitzt die Schäferinn
Neben mir im Grase hin,
Dankt mit einem Seufzerchen
Meinem Dufte, heißt mich schön.

Blickt zum Himmel dankbar auf,
Schickt Anbethung Gott hinauf,
Spricht: o Schöpfer, Dank sey dir,
Auch das Veilchen schufst du hier!

Glaub es, lieber Nachbar, nur,
Immer weis ist die Natur.
Weise gab sie Rosen Pracht,
Weis' hat sie mich klein gemacht".

Mädchen! sey dem Veilchen gleich,
Und an stiller Tugend reich;
Dann trägst du auf Erden hier
Schon den Himmel selbst in dir.

62. Das eitle Mädchen.

Sibylle war die einzige Tochter eines Bürgers in einer kleinen Stadt. Weil sie gesund, gut gebildet und gut gewachsen war, so sagten ihr die Leute manchmal: sie wäre hübsch. — Man kann alle Mädchen hübsch nennen, so lange sie nicht ungezogen sind. — Als sie größer geworden war, und einst mit andern Mädchen aus der Nähschule nach Hause gieng, begegnete sie einigen fremden Herren. Einer davon wies auf sie, und sagte zu seinen Begleitern: „Die Große da ist ein hübsches Mädchen"! — Dieß hörte Sibylle, und dieses Lob fuhr ihr dergestalt in den Kopf, daß sie fast verrückt wurde. Von Stund an strebte sie nach nichts eifriger, als von allen Menschen für hübsch gehalten zu werden.

Die

Die Art und Weise aber, welche Sibylle anwandte, diese Absicht zu erreichen, bewirkte gerade das Gegentheil. Sie besah sich nämlich unaufhörlich im Spiegel, und ärgerte sich, so oft sich ein kleiner Ausschlag, oder einige Sommersprossen in ihrem Gesichte zeigten, beschmierte sich auch wohl die Backen mit rother Farbe, die man Schmünke nennt. Weil sie sich einbildete, daß geputzte Leute hübscher aussähen, als schlecht gekleidete; so wollte sie immer neue, und immer kostbarere Kleider haben, behieng sich auch mit Bändern, Schleifen, Ringeln und Perlen, so viel sie ihrer nur zusammenbringen konnte. Wenn Jahrmarkt am Orte war, so gieng sie den ganzen Tag auf der Gasse herum, und zeigte sich den Leuten. Da geschah es dann wohl zuweilen, daß ein Handwerksbursche stehen blieb, und sie angaffte. Nachdem sie etlichemal vornehme Leute hatte reden hören, so wollte sie nun auch nicht mehr so sprechen wie Vater und Mutter, sondern sie wollte die Worte immer so aussprechen und setzen, wie sie es von den vornehmen Leuten gehört hatte. Weil sie aber nicht von Jugend auf daran gewöhnt war, so mißlang es ihr gemeiniglich. Sie wurde daher oft ausgelacht, und wegen ihrer Einbildung von ihres Gleichen sehr verachtet.

Ihre getreueste Freundinn war Albertine, welche mit ihr von gleichem Alter, aber nicht ganz von gleicher Gesinnung war. Diese fragte einmal ihre Mutter im Vertrauen: „Wie kömmt's doch, daß Sibylle so wenigen Leuten gefällt“? Die Mutter antwortete: „Sie gefällt darum nicht, weil sie durchaus gefallen will“. —

63. Das Lob der Tugend, und der Entschluß ihr treu zu bleiben.

Ich will mein ganzes Leben lang
Die schöne Tugend ehren,
Und niemals auf den Lockgesang
Des frechen Lasters hören.

Es locke hin, es locke her,
Ich will den Kampf bestehen,
Um leichter und zufriedener
Den Lebensweg zu gehen.

Und weiß das Laster öfters sich
In Tugend zu verkleiden;
Dann, Weisheit! lehre Wahrheit mich
Vom Scheine unterscheiden.

Und froh und fröhlich sey mein Herz,
Denn Trübsal macht nicht frömmer,
Doch voller Unschuld, wie der Scherz
Der sanften Frühlingslämmer.

Weit schlimmer ist des Lasters Gift,
Als Gift der tück'schen Schlange;
Wenn's Jüngling oder Mädchen trifft,
So welkt die Rosenwange.

Und Unschuld stirbt davon, so wie
Vom wilden Sturm die Rose;
D'rum will ich wachen, daß ich früh
Des Lasters Keim zerstosse.

Will jeden fehlgethanen Tritt
Auf frischer That verbessern;
Wie leicht verführt ein kleiner Schritt
Uns nicht zu einem größern!

Und ist der größ're erst gethan,
So lernt man weiter gehen,
Und so ist's endlich um die Bahn
Der Tugend ganz geschehen.

Allein, wer sie mit Muth betritt,
Dem strahlt von fern die Krone;
D'rauf still zu steh'n, ist schon ein Schritt,
Der uns entfernt vom Lohne.

D'rum kühn hinan aus diesem Thal,
Wär's auch die steilste Höhe;
Die Bahn hinan, bis ich den Strahl
Der Siegerkrone sehe.

Und wenn einst hier mein Auge bricht,
Ich unter Blumen schlafe;
So weckt mich einst ein Tag, doch nicht,
Das weiß ich, nicht zur Strafe.

Gewiß folgt jeder edeln That
Der Hoffnung süßer Segen,
Sie reift, wie grüne Weitzensaat,
Der Zeit der Aerndt' entgegen.

Der Tag, wo ich was Gutes thu,
Ist hier, schon hier beglückend;
O! schön ist er, und dann die Ruh'
Am Abend, wie erquickend!

Wann dann so still vor meinem Blick'
Die That des Tages schwebet;
Dann fühl' ich ganz, wie hoch dieß Glück
Den Geist zu Gott erhebet.

O! glücklich lebt, und ruhig stirbt,
Wer stets die Tugend ehret,
Kein Gut, kein Glück der Welt erwirbt
Ihm das, was sie gewähret.

Mich schrecke nichts! müßt' ich auch noch
Um Tugend manches dulden;
Wohlan, bleibt meine Seele doch
Frey von Gewissensschulden.

So will ich denn mein Leben lang
Dich, schöne Tugend ehren;
Und niemals auf den Lockgesang
Des frechen Lasters hören.

64. Karoline an sich selbst.

Ich bin jung, in der Blüthe meiner Jahre, in der ersten Blüthe; aber alles erinnert mich, daß die Zeit der Blüthe bald vorüber eilt. Lehren es mich nicht die Blumen meines Gartens, die Nelke auf ihrem Beete, und das duftende Veilchen? Sie blühten vor wenigen Wochen, und nun sind sie nicht mehr. Werde ich nichts als eine Blume seyn, welche keine Frucht trägt, so werde ich eher, als ich's wünsche, ein Nichts werden. Ich will mich in der Blüthe meiner Jahre betrachten, und mich bemühen, die Blumen zu überleben.

Die Schönheit ist nichts anders, als eine reizende Blume. Ich habe bejahrte Frauen gesehen, die nicht mehr schön waren, und die mir sagten, daß sie ehemals sehr schön gewesen wären. Mich erwartet ihr Schicksal. Sie wurden wegen ihrer Tugend, wegen ihres Verstandes verehret. Dieß waren die Früchte, die nach der Zeit ihrer Blüthe hervor gebrochen waren. Diese bejahrten Frauen sollen mein Muster seyn.

Die Schönheit kann nur wenig Jahre dauern, sie kann keine beständige Liebe und Hochachtung erwerben. Ein Frauenzimmer ist den kleinsten Theil ihres Lebens schön, den größten Theil ist es nicht mehr schön. Wenn wir allein durch die Schönheit Herzen an uns ziehen, wie wollen wir sie erhalten, wenn wir nicht mehr schön sind? —

Aber die Tugend begleitet uns durch unser ganzes Leben; die Tugend erhält uns die Herzen, die vielleicht zuerst durch die Schönheit sich zu uns neigten. Ein verbesserter Verstand bleibt unsere Unterhaltung und Beschäf-

schäftigung, wenn wir uns mit Erhebung unserer Reize, die nach und nach alle entfliehen, nicht mehr beschäftigen können.

Die Schönheit ohne Tugend kann uns kein verehrungswürdiges und angenehmes Alter geben. Ich kenne ein Frauenzimmer, das sich vor ihrem Alter mehr fürchtet, als vor dem Tode, und lieber jung zu sterben, als alt zu werden wünscht. Es würde nach dem Verlurste der Schönheit und Jugend durch nichts zu gefallen, durch nichts Verehrung zu erzwingen, mit nichts sich zu beschäftigen wissen. Die Verbesserung meiner Seele sey daher die Beschäftigung meiner Jugend, und mein Ziel sey Tugend.

Die Tugend, o Karoline! sey dir alles! deine Jugend wird bald verblühen, die Tugend ewig bleiben. Das Herz, das sie und ein gesunder Verstand dir zuführen wird, wird nie flüchtig werden. Man wird dich im hohen Alter lieben, achten und verehren, und deine Ehre, und deine ganze Zufriedenheit wird gesichert seyn.

* * *

Heiliger Schöpfer! ich bedarf deines Beystandes, mich in dem Laufe der Tugend zu stärken und zu erhalten. Sieh, ich bin schwach, unerfahren, und mit den Eitelkeiten und Verführungen einer ganzen Welt umrungen. Bewahre du den Eingang zu meinem Herzen. Reiß den Abgott der Jugend, die Eitelkeit, aus meiner Seele, und pflanze deine Furcht und Liebe in dieselbe, daß sie mich anreize, dich und deinen Beyfall für mein höchstes Gut zu halten, und allen Schmeicheleyen, die ein junges Herz zu leicht einnehmen können, zu widerstehen. Laß mich mit einem edeln Abscheu erfüllet werden, vor allem, was dir mißfällig ist! laß

mich

mich nie meinen guten Namen verlieren, und erhalte meine Seele dir rein und unbefleckt! Mitten in dem Verderben der Welt und dieser Zeit laß mich nicht darinn vergiftet werden! — Vater und Schöpfer, erhöre mich!

65. Etwas vom Kochen und Zubereitung der Speisen im Allgemeinen.

Das allernothwendigste, was ein Mädchen, welches eine geschickte Hausfrau werden will, verstehen muß, ist die gehörige Zubereitung der Speisen, oder das Kochen. Gesundheit, Schmackhaftigkeit und Wohlfeilheit sind die drey Hauptpunkte, welche dabey in Betrachtung kommen, und in deren Vereinigung eine geschickte Köchinn ihre Kunst zeigt. Ohne große Kosten, ein nahrhaftes und wohlschmeckendes Mittags- und Abendessen bereiten zu können, darinn muß die Hausfrau eine Ehre suchen; denn wenn man keine Kosten sparen darf oder will, so ist es freylich leicht, vornehme und wohlschmeckende Speisen auf den Tisch zu bringen. Aber das leiden die Einkünfte der meisten Familien nicht, zumal heutigen Tages, wo selbst die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu ungewöhnlich hohen Preisen steigen. Die sogenannte Hausmannskost, womit die meisten Menschen vorlieb nehmen müssen, kann indessen wohlfeil, und doch dabey schmackhaft zugerichtet werden, so, daß oft Schwelger wieder zu derselben zurückkehren, nachdem die Leckerbissen allen Reiz für sie verloren haben. Auf die Kunst, diese Kost gut

zu-

zuzubereiten, muß also die Hauswirthinn vorzüglichen Fleiß verwenden. Da jedoch in Krankheiten, bey Gastmählern, und andern Festlichkeiten auch wohl feinere und bessere Speisen verlangt werden; so darf sie mit der Zubereitung derselben nicht ganz unbekannt seyn.

Zuerst ist nöthig, daß sie überhaupt die eßbaren Dinge kennen lerne, sowohl nach ihrer Güte, als auch nach dem Einfluße, den ihr Genuß auf die Gesundheit hat. Die eßbaren Dinge sind theils eigentliche Nahrungsmittel, theils Gewürze und solche Zuthaten, welche den Geschmack von jenen erhöhen. Ihre Güte ist verschieden nach dem Orte, wo sie erzeugt werden, nach der Zeit ihrer Dauer, oder nach dem Alter, zum Theil auch nach der Jahreszeit. Bey dem Fleische macht selbst das Geschlecht des Thieres einen merklichen Unterschied.

Eines der allergemeinsten und kräftigsten Nahrungsmittel aus dem Thierreiche ist das Rindfleisch, und zwar hat in Ansehung der nährenden Kraft das Fleisch von sechs- bis siebenjährigen gemästeten Ochsen den Vorzug. Jedoch wird das Fleisch von Kühen auch sehr geschätzt. Uebrigens hat auf die Güte des Rindfleisches die Jahreszeit eben keinen Einfluß, desto mehr aber die Art des Futters. Eben dieß gilt von dem Kalbfleische; nur müssen die Kälber wenigstens 14 Tage gesogen haben, wenn das Fleisch nicht allzu weichlich und fade schmecken soll.

Das Hammelfleisch ist zwischen Johannis und Weihnachten zum Essen am beßten; vorausgesetzt, daß die Hammeln gute Weide und Fütterung gehabt haben. Das Fleisch von den Schafböcken hat einen widrigen Geschmack, von Schafen etwas erträglicher. Lammfleisch giebt vorzüglich dann ein köstliches Essen, wenn

die Lämmer schon einige Wochen mit den Müttern auf die Weide gegangen sind.

Das Fleisch von säugenden Ziegenlämmern wird dem Lammfleische fast gleich geachtet. Verschnittene und mit gutem Futter gemästete Ziegenböcke geben ein dem Wildprät ähnliches Fleisch, von Ziegen ist es kaum mittelmäßig.

Schweine sind für's Haus nach einem oder anderthalb Jahren am beßten zu schlachten. Metzger nehmen auf das Alter weniger Rücksicht. Spanferkel, die sechs bis acht Monate gesogen haben, werden für eine Delikatesse gehalten.

Auch bey dem Wildprät machen Alter und Geschlecht einen Unterschied in der Güte des Fleisches. Von den Hirschen sind die anderthalbjährigen die beßten; insonderheit kurz vor und nach Jakobi. Bey den Rehen sieht man weniger auf das Alter und die Jahreszeit. Alte Hasen haben ein zähes und saftloses Fleisch; werden aber doch auch gegessen. Junge Hasen gewähren aber einen guten Bissen.

Unter dem Geflügel haben die Gänse nur im ersten Jahre einen guten Geschmack. Wenn sie drey Monate alt sind, können sie allenfalls gegessen werden; aber am beßten schmecken sie in einem Alter von 6 bis 7 Monaten.

Aenten können früher als Gänse, und auch später gegessen werden; nur nicht männliche Aenten zur Zeit der Parung.

Junge Hühner schmecken nur dann erst gut, wenn sie völlig ausgefüttert sind, und behalten ihren zarten Geschmack bis zur Hälfte ihres Wachsthums; doch werden sie noch wie junge Hühner angesehen, und gebraten, wenn sie auch schon über die Hälfte ihres Wachsthums

thums hinaus, und nur noch nicht ganz ausgewachsen sind. Von dieser Zeit an taugen sie beßer zum Kochen als zum Braten. Jährige Kapaunen aber werden doch gebraten; im zweyten Jahre können sie auch nur gekocht werden.

Poularden (verschnittene Hühner) haben einen großen Vorzug vor den Kapaunen, und behalten auch im Alter noch ein zartes Fleisch. Alte Hähne sind fast ungenießbar. Alte fette Hühner geben sehr nahrhafte Suppen. Man muß übrigens kein Huhn schlachten, wenn es mäusert, oder brüten will, oder am Pips kränkelt.

Truthühner müssen sehr gut gefüttert werden, weil ihr Fleisch sonst trocken und elend ist. Das Fett von gekochten Truthühnern schöpft man von der Suppe ab, und thut lieber Butter dazu; denn jenes hat keinen angenehmen Geschmack. Der Truthahn schmeckt gegen Ende des ersten Jahres am beßten; doch muß man ihn von der Parung abhalten und mästen.

Junge Feldtauben sind zur Zeit der Aerndte, und überhaupt, wenn die Alten Körner auf dem Felde finden, wohlschmeckender, als junge Haustauben, obgleich diese größer und fleischiger zu seyn pflegen. Alte werden gar nicht gegessen.

Das wilde eßbare Geflügel z. B. Fasanen, Rebhühner, Schnepfen u. dgl. kommen meistens nur auf die Tafeln der Reichen und Vornehmen. Junge wilde Tauben werden noch für schmackhafter als zahme gehalten. Krammetsvögel und Lerchen, wenn sie fett sind, gehören zu den Leckerbissen.

Unter den Fischen schmecken jene aus Flüssen und klaren Bächen angenehmer, als die, welche in Seen und Teichen leben. Letztere setzt man daher lieber eine

Zeit

Zeit lang in Fischkästen, die im fließenden Waßer stehen, damit sie den schleimigten Geschmack verlieren. Dasselbe thut man auch mit den Krebsen. Die meisten Fische leichen im Frühjahre, und sind dann zum Essen nicht tauglich.

Hechte sind vom September bis Februar am beßten, nachher werden sie schlecht, weil ihre Leichzeit kömmt.

Karpfen bekommen erst ein recht wohlschmeckendes Fleisch, wenn sie 3 bis 4 Pfund wiegen, und wenn sie über den Leib fein schwarz, und am Bauche hart und gelb sind. Vom Oktober bis zum April schmecken sie am beßten.

Von den übrigen bekannten Fischen ist nichts besonders weiter zu sagen, als was von allen gilt, daß sie nämlich zur Leichzeit ein schlechtes Essen sind.

Die Krebse dienen am beßten vom May bis zum August zum Essen.

Mit den Gewächsen und Gartenfrüchten hat es die nämliche Bewandtniß; auch sie sind nach dem Orte, wo sie wachsen, nach dem Alter und der Jahreszeit in der Güte verschieden. So schmecken z. B. alle Wurzel- und Knollengewächse aus einem frischen Sandboden am beßten. Kohlrabi z. B. verlieren gleich nach Michaeli ihren Geschmack. Ueberhaupt werden die meisten Gewächse gegen die Zeit, wo sie auf's neue gesäet und gepflanzet werden müßen, unschmackhaft.

Alle diese und ähnliche Nahrungsmittel sind gesunden Menschen gesund, und es giebt nur wenige durch Lüsternheit und Mode eingeführte eßbare Dinge, die man geradezu für ungesund erklären kann z. B. die Schwämme, die, wenn sie auch durch die Kunst schmackhaft zubereitet sind, doch schlechte und schädliche Säfte in's Blut bringen.

Unverdaulich aber und ungesund sind z. B. von thierischen Theilen die Saamen und das Fett, und am unverdaulichsten ist das Fischfett. Zu den Fettigkeiten gehört in Ansehung der Wirkung auch das Mark in den Knochen. Es muß schon ein tüchtiger Magen seyn, der nach dem Genuße einer mit Rindermark stark gefetteten Suppe nicht erkranken soll.

In dieser Hinsicht sind also gemästete Thiere ungesünder, als nicht gemästete, so wie eben deßhalb auch das Wildprät dem zahmen Rinde vorgezogen wird. Der beßte, kräftigste und gesündeste Theil von jedem Thiere ist das reine Muskelfleisch — bey Säugethieren vorzüglich Rücken und Hinterschenkel, bey Vögeln die Brust. Die innern Theile z. B. Leber, Lunge, Gedärme, Blut erfordern aber eine starke Verdauungskraft.

Fleisch von jungen Thieren wird seiner Zartheit wegen leichter verdauet, als vom alten, so wie vom wilden wieder leichter, als vom zahmen. Hasenfleisch ist schwerer verdaulicher, als Rehfleisch; das Fleisch von Wasservögeln ebenfalls schwer verdaulicher, als von Landvögeln. Fische geben eine weit schlechtere Nahrung, als Säugethiere und Vögel, und sind auch meistens schwerer zu verdauen. Einen noch geringern Werth haben als Nahrungsmittel betrachtet: Krebse, Austern, Schnecken u. dgl.

Milch und Eyer gehören zu den nahrhaftesten und gesündesten Speisen aus dem Thierreiche, wenn sie nicht durch Zubereitung verdorben, und z. B. die Eyer zu hart gesotten werden.

Von Gewächsen geniessen wir als Gemüse allerley Kohlarten, Wurzeln, Rüben u. dgl. Im Allgemeinen sind Pflanzenspeisen nicht so nahrhaft und stärkend, als die Fleischspeisen; übrigens aber, wenn sie

gehörig zubereitet, und mäßig genoßen werden, auch nicht ungesund.

Alles reife Obst, sowohl frisch, als gedörrt, ist gesund. Dagegen sind Nüsse, Mandeln, und andere ölichte Kerne schwer verdaulich und ungesund.

Bey der Wahl der täglichen Speisen soll also die Hausfrau zuerst auf die Gesundheit, dann auch auf den Wohlgeschmack Rücksicht nehmen, in so fern derselbe von der Güte der Nahrungsmittel abhängt. In dieser Absicht soll sie in jeder Jahreszeit die Art Speisen wählen, die alsdann am schmackhaftesten sind. Da aber mehrere Eßwaaren frisch nur kurze Zeit sich halten lassen, ohne zu verderben; da man dieselben nicht immer frisch haben kann, und der Veränderung wegen sie auch nicht immer frisch genießen mag; so muß die Hausfrau auch die Kunst verstehen, sie dauerhaft zu machen, und dafür sorgen, daß immer ein hinlänglicher Vorrath von solchen Speisen da sey, theils zum Bedürfniß, theils zur Abwechslung.

Das Fleisch wird, wie bekannt, gemeiniglich eingepöckelt und geräuchert, um es aufbewahren zu können. Unter das Salz, womit man Rindfleisch einpöckelt, pflegt man gern etwas Salpeter zu mischen, um dem Fleische eine angenehme Röthe zu geben; doch nur etwa zwey Loth Salpeter auf vier bis fünf Pfund Salz, welches hinreichend ist, einen ganzen Zentner Fleisch einzupöckeln. Das Salz muß vorher gut am Ofen getrocknet, und dann jedes Stück fleißig damit eingerieben werden. Das einzusalzende Fleisch muß zwar frisch, aber nicht mehr warm seyn. Die Stücke werden dicht in dem Faße neben einander gelegt oder geschlichtet, daß keine Lücke zwischen ihnen bleibt, und auf jede Lage wird Salz gestreut. Knochenstücke bringt man in die

obern

obern Lagen, damit sie zuerst gespeiset werden; denn sie halten sich nicht so lange, wie derley Muskelfleisch, und nehmen leicht einen übeln Geschmack und Geruch an. Auf die oberste Lage wird ein hölzerner Deckel gelegt, und dieser mit einem Steine beschwert.

Will man Fleisch räuchern, so muß man es ebenfalls vorher einsalzen, und es beyläufig 8 Tage im Salze liegen lassen. Schweinschünken aber bleiben wenigstens vier Wochen liegen, ehe sie in den Rauch kommen. Einige pflegen das Fleisch erst mit kaltem Wasser in einem Kessel auf's Feuer zu setzen, und es eine gute Viertelstunde kochen zu lassen, dann nehmen sie es heraus, reiben es, so heiß, wie es ist, mit Salz und Salpeter, legen es, wenn es kalt geworden ist, in ein Faß, streuen Salz und Salpeter auf den Boden und über das Fleisch, und decken es mit einem mit Steinen beschwerten Deckel zu. Nach 24 Stunden nehmen sie es heraus, und hängen es in den Rauch.

Eine andere Art, das Fleisch eine Zeit lang aufzubewahren, ist das Beitzen mit Essig, wozu man am beßten gutes Muskelfleisch nimmt. Es wird ein wenig eingepfeffert, in ein Geschirr gelegt, scharfer Weinessig darüber gegossen, das Geschirr mit einem genau passenden Deckel zugedeckt, und ganz in ein mit Essig angefeuchtetes Tuch eingeschlagen. So setzt man das Gefäß in einen kühlen Keller, sieht fleißig darnach, wendet das Fleisch öfters um, nimmt das Essigtuch zuweilen ab, wäscht es aus, und benetzt es von neuem mit Essig, gießt auch, wenn der Essig im Gefäße seine Stärke verloren hat, frischen auf. Geflügel wird mit halb Wein und halb Weinessig gebeitzt.

Nahrungsmittel aus dem Gewächsreiche z. B. Küchengewächse, Obst und Gartenfrüchte können ebenfalls

falls auf mancherley Art gegen das Verderben geschützt, und Jahre lang aufbewahrt werden. Eines der gemeinsten Mittel zu diesem Zwecke ist das Trocknen, welches entweder in der Luft und an der Sonne, oder im Ofen geschieht, dieß ist für eine Hauswirthschaft von großem Nutzen, da man auf solche Weise nicht nur jede Speise aus dem Gewächsreiche zu allen Jahreszeiten haben, sondern auch einen beträchtlichen Vorrath in einem engen Raume aufbewahren kann.

Was das Kochen und die Zubereitung der Speisen selbst betrifft, so ist der Hauptzweck dabey, die Nahrungsmittel eßbarer, verdaulicher, mithin gesünder, auch schmackhafter zu machen, als sie roh seyn würden. Das Fleisch wird zu dem Ende insonderheit mit Hülfe des Feuers mürbe gemacht. Um aber diesen Zweck desto sicherer zu erreichen, so muß man kein ganz frisches Fleisch nehmen. Nur Fische schmecken desto besser, je frischer sie aus dem Wasser zum Kochen in den Kessel kommen. Das Fleisch der Vögel und Säugethiere hingegen darf nicht gleich nach dem Schlachten gekocht oder gebraten werden, sondern muß zuvor so lange in der Luft hängen und liegen bleiben, bis es, ohne in die Fäulniß überzugehen, anfängt mürbe zu werden. Um hierinn den rechten Grad zu treffen, kömmt es auf die Art des Fleisches, der Jahreszeit und Witterung an. Manches Fleisch erfordert längere, anderes eine kürzere Zeit zum Hängen; im Winter beym Froste muß es länger hängen, als bey gelinder Witterung, und noch viel länger als im Sommer.

Eine andere Vorbereitung des Fleisches zum Kochen oder Braten ist das Einwässern. Im Sommer geschieht dieß früh Morgens, wo man es etliche Stunden in einem mit Wasser gefüllten Gefäße liegen läßt:

im Winter aber des Abends zuvor, so, daß es die Nacht über im Wasser liegt. Das Einwässern ist nicht nur der Reinlichkeit wegen nöthig, sondern es befördert auch das Weichwerden beym Sieden und Braten.

Bey dem Kochen kömmt auch viel auf die Beschaffenheit des Wassers an. Man unterscheidet nämlich hartes und weiches Wasser. Regen- und Schneewasser z. B. ist weich, Brunnen- und Quellwasser hart; doch findet auch hier ein Unterschied statt, indem nicht alle Brunnenwasser gleiche Härte haben Hartes Wasser kocht das Fleisch langsamer mürbe, als weiches, und erfordert auch einen stärkern Grad von Hitze. Zum Sieden der Fische dient aber hartes Wasser besser.

Wenn das Fleisch kräftig bleiben soll, darf es nicht zu sehr verstückelt werden. Grosse Stücke gleich mit siedendem Wasser angekocht, sind am nahrhaftesten. Irdene mit Drath umflochtene Töpfe sind zum Sieden des Fleisches beßer, als kupferne.

Das Braten des Fleisches erfordert noch mehr Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit, als das Sieden desselben. Es sind dabey hauptsächlich zwey Stücke sorgfältig zu beobachten, nämlich vorsichtige Regierung des Feuers, und fleißiges Begießen. Das Feuer muß anfangs sehr gelinde seyn, und nur allmählig verstärket werden; gegen das Ende, wenn der Braten beynahe fertig ist, kann die Hitze ein wenig abnehmen. Das öftere Begießen des Bratens ist unumgänglich nothwendig, wenn er nicht kraftlos ausgemergelt, oder gar halb verbrannt seyn soll.

Das Kochen des Gemüses beruhet auf wenigen Regeln. Nachdem es sorgfältig gereiniget und gewaschen ist, setzt man es mit kaltem Wasser an, und bringt es beym gelinden Feuer zum Sieden. Sobald es auf-

wal-

wallet, gießt man Wasser ab, und kocht es nun mit Fleischbrühe oder Butter.

Salz und Butter, die nothwendigsten Zuthaten sowohl an den meisten Fleischspeisen als Gemüsen, um sie zärter und schmackhafter zu machen, müssen gleich Anfangs im gehörigen Maaße zugegeben werden. Doch lieber zu wenig, als zu viel, weil dem leztern Fehler nicht abgeholfen werden kann.

Oeftere Uebung im Kochen unter der Aufsicht und Anleitung einer verständigen und geschickten Köchinn, verbunden mit eigenem Nachdenken, wird ein junges Mädchen bald in den Stand setzen, hierinn das rechte Maaß zu treffen. Kochbücher, deren wir jetzt eine unzählige Menge haben, thun selten die Dienste, die man sich davon verspricht; aber dazu können sie dienen, daß sie dem Gedächtniße zu Hülfe kommen, wenn sich die Hausmutter zuweilen wegen der nöthigen Abwechslung mit Speisen in Verlegenheit befindet; auch können sie manchen neuen Gedanken veranlassen, wie diese oder jene Speise durch eine etwas veränderte Zuthat sich verbessern läßt; denn darauf wird sie immer denken, daß sie in der für ihren Beruf so wichtigen Kochkunst immer vollkommener werde, und daß sie eine und dieselbe Speise auf manigfältige Art bereiten lerne, um dem Ueberdruße vorzubeugen, der sonst leicht entsteht.

66. Schaden der Unwissenheit.

Elise, ein schönes, wohlgewachsenes Mädchen, erhielt in ihrem achtzehnten Jahre einen sehr vortheilhaften Heurathsantrag. Der junge Mann, der sie zu seiner künftigen Gattinn erkohren hatte, wandte sich zuerst, wie dieß immer seyn sollte, mit seiner Anfrage an die Aeltern, welche dadurch angenehm überrascht wurden, und von ihrer Seite gerne einwilligten. „Aber", setzte die Mutter erröthend hinzu: „ich bitte um ein Jahr Frist; denn ich muß Ihnen nur gestehen, das Mädchen weiß noch nicht einmal eine Suppe zu kochen, sie hat bisher immer mit Nähen und Putzarbeiten so viel zu thun gehabt, daß ich sie in der Küche noch nicht habe anstellen können; indessen verspreche ich Ihnen, nach einem Jahre soll sie eine ausgemachte Köchinn seyn".

Der Freyer machte eine verlegene Miene, und sagte, daß er diesen Umstand noch in reifliche Erwägung ziehen müße; denn seine häusliche Lage sey von der Art, daß er ohne großen Schaden nicht länger, als etwa drey Monate, mit der Heurath warten könne; doch wolle er sehen, ob es möglich sey u. s. w.

Ein Par Tage darauf schrieb er an den Vater ein höfliches Billet, entschuldigte sich mit dem Drange seiner Umstände, dankte, empfahl sich zum geneigten Andenken, und — kam nicht wieder.

Wirklich war die häusliche Lage, die ihm das Warten unmöglich machte, kein bloßer Vorwand, wie es sich dann auch dadurch zeigte, daß er richtig nach einem Vierteljahre mit einem andern wackern Mädchen Hochzeit hatte. Aber welche Vorwürfe sich nun die

sorglose, leichtsinnige Mutter der bedauernswerthen Elise machte, kann man wohl denken, zumal da dieß der erste und letzte Antrag war, der ihrer noch dazu einzigen Tochter gethan wurde.

67. Die Lotterie.

Elisabeth diente schon seit vielen Jahren als Köchinn bey einer vornehmen Herrschaft, und hatte das Lob einer fleißigen, geschickten und treuen Person. Sie lebte daher auch sehr zufrieden, und wünschte weiter nichts, als daß sie es nur bis an ihr Ende so gut haben möchte; denn sie wurde von ihrer Herrschaft ungemein geschätzt und geliebt.

Eines Tages kam ihre Freundinn, Klotilde, mit schnellen Schritten zu ihr in die Küche, und meldete ihr voller Freude, daß sie 100 fl. in der Lotterie gewonnen habe. „Nun bin ich auf einmal aus meiner Noth"! rief sie, „jetzt darf ich nicht mehr so kümmerlich leben, wie bisher; mit dem gewonnenen Gelde kann ich mir schöne Kleider anschaffen, und auch sonst manchen guten Tag anthun. Und wenn ich dir rathen sollte, liebe Elisabeth"! fuhr sie fort, „so versuchtest du dein Glück auch in der Lotterie. Du glaubst nicht, wie wohl es einem thut, ohne viele Mühe und Arbeit einen Haufen Geld zu bekommen".

Elisabeth schüttelte den Kopf; wußte aber doch nicht viel dagegen zu sagen, und Klotilde machte ihr den Gewinn in der Lotterie so wahrscheinlich, daß sie sich endlich entschloß, eine Kleinigkeit daran zu wagen.

Sie setzte also einige Groschen in die Lotterie, und gewann bey der nächsten Ziehung — nichts. Da sie muthlos werden wollte, munterte sie Klotilde auf, und sagte: „sie sollte den Einsatz nur einmal verdoppeln, und fortfahren, am Ende müße ihr Loos herauskommen, so habe sie ihre 100 fl. auch gewonnen“.

Elisabeth wollte ihr Geld nicht verloren haben, und setzte von neuem ein. Dieß that sie auch die folgende Zeit, aber statt der Treffer wurden immer Nieten für sie gezogen. Zuletzt konnte sie den Einsatz nicht mehr aus eigenen Mitteln bestreiten, und doch wollte sie nicht aufhören, einzusetzen, weil sie sich in den Kopf gesetzt hatte, sie müsse einmal gewinnen. Und was that sie, um das Geld zum Einsatz zusammen zu bringen? — Sie betrog ihre Herrschaft beym Einkaufe des Fleisches und der Gartenfrüchte.

Vorher war sie das ehrlichste und treueste Mädchen gewesen; so sehr hatte also die Gewinnsucht ihr Gemüth geändert! — Ihre Untreue blieb nicht lange verborgen, daher jagte sie ihre Herrschaft fort.

Nun wollte sie ihre Zuflucht zu ihrer Freundinn Klotilde nehmen; allein, diese hatte mit ihrem Gelde übel gewirthschaftet, und auch wieder in die Lotterie gesetzt, ohne zu gewinnen. Dadurch war sie in Schulden gerathen, und mußte landflüchtig werden.

Es blieb also der unglücklichen Elisabeth nichts übrig, als gleichfalls aus dem Lande zu gehen, weil sie niemand als eine Betrügerinn und Diebinn in seine Dienste nehmen wollte. Sie starb nach der Hand in großer Dürftigkeit.

Wer auf andere Art als durch Arbeit Geld erwerben will, wird am Ende immer unglücklich.

68. Die Wahrsagerinn.

Eine fremde Frau kam in ein Dorf, und wollte den Leuten für Geld wahrsagen. Einige waren auch wirklich so einfältig, daß sie den Reden der listigen Frau zuhörten. Diese sagte nun einem jeden der Umstehenden etwas, das er gerne hören mochte: dem einen weißagte sie eine reiche Erbschaft, dem andern eine glückliche Heurath u. s. w. Dafür wurde sie denn auch reichlich beschenkt.

Unterdeß hatte das Landgericht von dieser Landstreicherinn gehört; und weil solche Betrügereyen strenge verbothen sind, so wurde sie unvermuthet aufgehoben, und nach der Stadt in Verwahrung gebracht. Hätte sie nun wirklich wahrsagen, das heißt, das Zukünftige vorher wissen können, so würde sie auch ihre eigene Gefangennehmung gewußt haben, und derselben durch die Flucht entgangen seyn.

Dennoch aber glaubten die meisten das, was diese Frau ihnen gesagt hatte, darum, weil sie wünschten, daß es wahr seyn möchte; und so wurden sie zum Theil dadurch unglücklich. Denn derjenige z. B., welchem eine reiche Erbschaft geweißagt war, vernachläßigte seine Wirthschaft, in der Hoffnung, bald ohne Mühe reich zu werden. Lange blieben die schädlichen Wirkungen dieses Betruges in dem Dorfe noch sichtbar.

69. Vom Brennholze.

Durch eine kluge Anwendung des Brennholzes kann in einer Haushaltung vieles erspart werden; nur muß man sich hiebey nicht auf das Gesinde verlassen. Ferner kömmt es auch auf die Wahl des Holzes an, was für eines man zu dieser oder jener Absicht gebrauchen soll. Gewöhnlich wird das Holz in hartes und weiches eingetheilt. So sehr auch von vielen das eichene Holz als Brennholz vorgezogen wird, so ist es doch gewiß in Absicht des Flammenfeuers das schlechteste; nur in Kohlen verwandelt leistet es mehr Dienste. Zum Heizen der Oefen ist durchaus eine rasche hellbrennende Flamme erforderlich; diese erfolgt nicht beym Brennen des harten Holzes, und unter diesem am wenigsten vom Eichenholze; daher sind die weichen Holzarten zum Ofenheizen am vortheilhaftesten. Wer sich hierüber von der Wahrheit überzeugen will, darf nur in Erwägung ziehen, wie viel Hitze bey dem langsamen Brennen des harten Holzes verloren geht, und welchen Grad der Hitze ein starkes, helles, rasches Feuer gegen eine langsame Flamme hervorbringt. Freylich glauben viele, daß die Kohlen des harten Holzes das Beßte beym Heizen thun müssen; allein, will man Nutzen davon haben, so muß man den Ofen offen lassen, und dann geht der größte Theil der Hitze verloren; wird er zugemacht, so hemmt man den Zutritt der Luft, und die Kohlen erlöschen, ohne Wirkung zu thun, denn ohne Luft brennt kein Feuer.

Bey der Anwendung des Holzes auf dem Herde ist nicht weniger ein Unterschied in Absicht der Anwen-

bung der verschiedenen Holzarten. Zum Kochen kann man sich eines jeden Holzes bedienen, und da empfiehlt sich besonders der Reinlichkeit wegen das buchene als das beßte, zumal, wenn ein langsames Brennen hinreichend ist. Bey Gelegenheiten aber, wo ein rasches Feuer erfordert wird, als beym Kochen der harten Fische, ist das weiche Holz das beßte. Zum Braten ist das Buchen- und Erlenholz nicht nur wegen der langsamen und gut hitzenden Flamme, sondern auch weil die Speisen davon nicht so, wie bey andern Holzarten, verunreiniget werden, das schicklichste. Zum Dämpfen der Speisen, und zum Aufwärmen ist ein passendes Kohlenfeuer das beßte.

In Beobachtung dieser Regeln, in der guten Aussicht, daß kein Holz unnöthiger Weise verschwendet oder verbrennt werde, und in der guten Bauart der Oefen und Herde besteht allein die wahre Holzsparkunst, die bey jetzigen Zeiten so sehr zu empfehlen ist.

70. Vorsichtigkeit.

Margaretha konnte allen Hausmüttern in der Sorgfalt, Feuer zu verhüten, zum Muster dienen. Sie gieng nicht nur selbst im Hause mit Feuer und Licht sorgfältig um, sondern hatte auch auf ihre Hausgenossen immer wohl Acht, daß sie ein Gleiches thaten. Sie ließ Niemanden des Abends mit Licht oder Laterne auf den Boden oder in die Ställe gehen; den Schwefel hatte sie selbst in ihrer Verwahrung, weil sie aus Erfahrung wußte, daß die Mägde oft unvorsichtig damit umgehen.

In der Küche mußte immer neben dem Herde ein eisernes Gefäß mit Asche stehen, worein sie gleich das Fett schütten könnte, wenn ihr ja etwa einmal das Feuer hinausschlüge. Auf dem Hofe stand beständig ein grosses Faß mit Lauge zum Löschen, und ehe sie sich zu Bette legte, sah sie aller Orten um, ob auch Licht und Feuer ordentlich war ausgelöscht und verwahret worden. Mußte sie zuweilen des Nachts Licht brennen, so setzte sie die Nachtlampe in ein irdenes Gefäß, damit keine Schnuppe auf die Erde fallen möchte. Ihre Kinder gewöhnte sie von Jugend auf ohne Licht in die Schlafkammer zu gehen, und ihren Kamin und Rauchfang ließ sie des Jahres einigemal kehren. Dafür konnte sie sich auch alle Abende mit ihren Kindern ruhig zu Bette legen, und unbesorgt einschlafen.

Je vorsichtiger der Mensch ist, desto weniger Unglücksfälle betreffen ihn.

71. Vom Backen des Brodes.

Das Brod ist ein so wichtiges Bedürfniß für jedes Hauswesen, daß keine Hausfrau in der Kunst, es gut zu backen, unerfahren seyn darf.

Gutes Brod kann aber nur von gutem Mehle, und dieses nur von gutem Getreide erhalten werden. Das Getreid muß vollkommen reif, möglich rein und trocken seyn. Das Mehl muß nach dem Mahlen recht getrocknet, und an einem trockenen sichern Orte aufbewahrt werden, wo es weder dumpfig wird, noch vom Ungeziefer leidet.

Will man nun ein gutes Hausbrod backen, so nimmt man z. B. einen Metzen Weitzen- oder Kornmehl, schüttet es in den Backtrog, und stellt es darinn in ein warmes Zimmer. Nachdem es eine Zeit lang darinn gestanden, und wohl erwärmet ist, theilet man es des Abends in zwey Theile, knettet die eine Hälfte mit acht Maaß lauwarmen Wassers und dem Sauerteige wohl durch einander, bedecket den Teig alsdann mit einem Tuche, und läßt ihn bis zum nächsten Morgen stehen. Bey dem Einsäuern ist zu bemerken, daß man einige von den obigen acht Maaß Wassers abnimmt, und darinn den Sauerteig einige Zeit vorher zergehen läßt, welches darum geschieht, daß er sich völlig vertheile, und keine Klumpern darinn bleiben, und unter den Brodteig kommen. Den nächsten Morgen knettet man die andere Hälfte Mehl wieder mit acht Maaß lauwarmen Wassers durch, und knettet diesen Teig mit dem gesäuerten vom vorigen Abend zusammen, und läßt ihn dann eine Stunde, oder so lange, als nöthig ist, in einem warmen Orte stehen, damit er noch ein Mahl aufgehe; dann wird er ohne Anfeuchten mit den blossen Händen in Laibe oder Wecken nach beliebiger Größe geformet, und auf ein mit einem Tuche bedecktes Brett geleget; diese werden, wenn sie nochmal wohl aufgegangen sind, auf der Oberfläche mit Wasser bestrichen, und dann in den Ofen geschoben, worinn sie bleiben, bis sie ausgebacken sind.

Der Teig muß jedesmal recht stark, und besonders des Morgens wohl eine Stunde lang geknettet werden, daß er nicht zähe wird, und nicht so leicht zerreisset, wenn man ihn zieht, und nicht klebet, wenn man ihn mit reinen Händen anfaßt.

Je nachdem die Brode grösser oder kleiner sind, müssen sie auch längere oder kürzere Zeit im Ofen stehen; eben so muß auch schwarzes Brod längere Zeit zum Backen haben, oder wenn der Teig nicht derb genug gewesen ist. Es versteht sich, daß der Ofen die gehörige Hitze habe; ist diese zu stark, oder zu schwach, so wird das Brod nie gut gerathen.

Wer nicht Uebung genug hat, zu erkennen, ob das Brod ausgebacken sey, muß zuweilen ein Brod herausziehen, und in der Unterrinde klopfen; giebt es eine Art von Klang von sich, so ist es gut. Zu lange darf es auch nicht im Ofen stehen, sonst wird es zu hart, oder verbrennt. Wenn es aus dem Ofen kömmt, wird es nochmal mit Wasser überstrichen, dadurch erhält es eine schöne Farbe. Hierauf stellt man es an einen temperirten Ort auf der Seite, und bedeckt es mit einem Tuche, daß es nach und nach, und nicht zu geschwinde, abkühle.

Sonst ist noch zu bemerken, daß man gerne etwas Salz unter den Teig thut, das Brod wird davon leichter, gesünder und wohlschmeckender.

72 Die Unersättliche.

Katharine hatte die schlimme Gewohnheit an sich, daß sie beständig aß. Sie gieng keinen Weg eher, bis sie ein Stück Brod in der Tasche hatte, und nun mochte sie gehen oder stehen, wo sie wollte, so kaute sie. Ihren Lohn verthat sie bloß mit Essen. Bey Tische war sie unersättlich, und nahm oft andern ihren Antheil vor

dem Munde weg, worüber öfters Zänkerey unter den Tischgenossen entstand. Wo sie etwas Eßbares im Hause fand, das verzehrte sie so, daß man vor ihr alles mehr als vor Katzen und Hunden verwahren mußte. Aber ihrer Gefräßigkeit wegen konnte sie auch bey keiner Herrschaft lange bleiben. Endlich als sie dieses schändlichen Fehlers wegen sich von jedermann verachtet und verlassen sah, und täglich kaum so viel zu essen hatte, als der Mensch gewöhnlich zu essen pflegt, wurde sie vor Noth und Hunger krank, und kurz vor ihrem Ende rief sie noch mit gebrochener Stimme aus: „Ach, wenn mich doch meine Aeltern — in der Jugend — gewöhnt hätten, ordentlich, und zur gesetzten Zeit zu essen; so wäre ich nicht in solchen Jammer gerathen“.

Der Vielfraß wird nicht gebohren, sondern nur erzogen.

73. Die brave Gattinn.

Karoline war eine sehr musterhafte Gattinn, sie lebte mit ihrem Manne so zufrieden und einig, wie billig alle Frauen mit ihren Männern leben sollten. Das beständige Ziel ihrer Wünsche war die Liebe und Zufriedenheit ihres Gatten immer mehr zu gewinnen und zu erhalten. Sie wendete in dieser Absicht alle erlaubten Mittel an, die ihr zu Gebothe standen, um zu bewirken, daß ihrem Gatten nirgend so wohl war, wie bey ihr und in ihrer Gesellschaft, daß ihm jedes Vergnügen nur dann erst recht schmackhaft wurde, wenn er es mit ihr genoß. Sobald sie eine gewiße Gleichgültig-

keit gegen sich, oder eine erzwungene Freundlichkeit des Mannes wahrnahm, so verdoppelte sie ihre Aufmerksamkeit, ihm gefällig zu seyn, und spürte besonders den Ursachen nach, welche diese Veränderung etwa bewirkt haben könnten. Fand sie dann, daß die Schuld an ihr liege, so that sie alles Mögliche, den Gatten wieder heiter und freundlich zu machen. Sie blieb ihm das ganze Leben hindurch treu und ergeben, und suchte ihn von ihrer Treue so zu überzeugen, daß nicht der mindeste Verdacht der Untreue in seinem Herzen aufklimmen konnte. Sie betrachtete ihren Mann in allen Fällen als ihren beßten Freund, der alle Freuden und alle Leiden des Lebens mit ihr theilte, und als ihren willigsten Versorger auf Erden. Dabey war sie fleißig in ihren weiblichen Geschäften, und suchte in der treuen Erfüllung ihrer Pflichten ihre größte Ehre, und ihr vornehmstes Vergnügen.

Kam ihr Gatte von der Verrichtung seiner Amtsgeschäfte nach Hause, so empfieng ihn Karoline jederzeit freundlich, und mit offenen Armen. Sie betrug sich immer munter und heiter gegen ihn, und unterhielt ihn mit freundschäftlichen und ermunternden Gesprächen. Häusliche Verdrüßlichkeiten erfuhr er gemeiniglich erst, wenn sie dieselben durch ihre Klugheit beygelegt hatte, und sie studierte ordentlich darauf, ihm täglich neue Freuden zu machen.

Die Mutterpflichten waren so ein angenehmes Geschäft für sie, daß ihr keine Mühe zu sauer wurde, sie redlich zu erfüllen. Das Gesinde wußte sie, ohne gebietherisches Wesen, durch Sanftmuth und Güte zu regieren, sorgte für dasselbe wie eine Mutter, und gieng ihm fast bey jedem Hausgeschäfte voran, indem eine unverzärtelte Gesundheit und anhaltende Uebung

ihr

ihr die Arbeit zum Spiel machte. Sie war Meisterinn in der Küche; in der Fertigkeit im Spinnen, Nähen und andern weiblichen Künsten konnte sie es mit Tausenden aufnehmen, und unter ihrer Aufsicht gieng im Hause alles vortreflich von statten. Dabey wußte sie sich als Gesellschäfterinn auch im glänzendsten Zirkel mit Anstand zu zeigen, und bewies im Umgange ein treues Herz, ohne alle Falschheit und Hinterhalt. Gegen jedermann war sie leutselig und herablassend. Ihr weiches Herz neigte sich gerne zu den Armen, denen sie nach vollen Kräften diente und half. Alles aber, was sie im ganzen Leben gethan und ausgerichtet hat, ist, ohne Geräusch und Aufsehen zu machen, in stiller Gelassenheit geschehen. Sittsames, bescheidenes Wesen waren die Hauptzüge ihres Karakters.

74. Das Brautgeschenk.

Auf einem Dorfe war bey Hochzeiten der Gebrauch, daß die Verwandten und Hochzeitgäste dem Brautpaar Geschenke machten. Der verständige Schullehrer dieses Dorfes benützte allemal die Gelegenheit, ein gutes Buch, worinn Unterricht zu einem frohen und glücklichen Leben gegeben wurde, unter die Landleute zu bringen. Einmal, als Marie mit ihrem Adolph ihr Hochzeitfest feyerte, schenkte er den neuen Eheleuten eine gedruckte Unterweisung zu einem vernünftigen und klugen Verhalten im Ehestande, in welcher auch Regeln für Schwangere und Säugende mit aufgenommen waren. Marie lachte, und gab zu verstehen, daß dieß

wohl

wohl nicht so nöthig wäre zu wissen. „Liebe Braut“, sagte der Schullehrer mit der größten Ernsthaftigkeit, „dieß ist eine Sache von großer Wichtigkeit! viele tausend Kinder würden mehr am Leben bleiben, und die Gesundheit so mancher Mütter und auch wohl Väter eher und länger erhalten werden, wenn sie zuvor von den Fehlern unterrichtet würden, die sie in ihrem Ehestande, und in der ganzen Erziehung ihrer Kinder begehen können“! Diese Worte machten Eindruck auf Marien; sie las alle Sonntage des Abends mit ihrem Adolph in diesem Buche, und fand den Inhalt wirklich so wichtig, wie ihn der Schullehrer angegeben hatte. Sie ließ es auch ihre andern schon verheuratheten Freundinnen lesen, und der Schullehrer hatte die Freude, zu sehen, wie durch Befolgung dieser heilsamen Lebensregeln der größte Theil des Dorfes nach und nach recht lange die manigfältigen Freuden des Ehestandes genoß.

75. Das Hochzeitgedicht.

Eine vortrefliche Mutter überreichte der Braut ihres Sohnes an ihrem Hochzeittage ein Gedicht, welches statt der gewöhnlichen, oft sehr ungereimten Tändeleyen einen kurzen Inbegriff der Pflichten einer Gattinn und Mutter enthielt, und war überschrieben: „Mutterpflichten“. Folgende Stellen waren daraus die schönsten:

Seyd gegen jeden im Handel, Wandel billig,
Da, wo ihr helfen könnt, auch gern zu helfen willig,

Im Glück nie stolz, im Leiden unverzagt,
Fest im Vertrau'n, wenn euer Herz auch klagt.
Vergeßt, ihr Lieben, nie der Armen,
Der Wittwen und der Waisen nicht.
Im Stillen übt des Wohlthuns sel'ge Pflicht,
Dafür zum Lohn wird Gott auch Eurer sich erbarmen.
Lieb't euch getreu, nicht nach der heut'gen Mode!
Voll warmer, reinster Zärtlichkeit,
Theilt jede Freude, jedes Leid. — —
Der Mann sey immer Mann, die Frau sey immer Frau,
Ein jedes treibe gern die häuslichen Geschäfte,
Und brauche treu dabey die ihm verlieh'nen Kräfte.
Bey Menschenfehlern denkt auch keines zu genau;
Ein Wort in Eil geredt, das ahnde man nicht immer,
Denn Widerspruch macht stets die Sache schlimmer.
War Gellerts Hecht nun blau, i nun, so sey er blau —
Hartnäck'ger Eigensinn erbittert Mann und Frau.
Schenkt Gott einst eurer Liebe Kinder,
Und mir das Glück ein Enkelchen
Von euch, ihr Lieben! noch zu seh'n;
So ist es eure Pflicht nicht minder,
Durch Gottesfurcht und Beyspiel stets auf den,
Der es euch gab, es weislich hinzuleiten —
Und, meine Tochter — — übergieb
Nicht feilen Ammen deine Kinder:
Sie selbst zu säugen, sey dir wicht'ge Pflicht und Lust;
Denn dazu gab dir Gott die Brust.
Und dein Beruf macht dich und auch dein Kind gesünder.

76. Die Kindtaufe.

In einem Dorfe war der Gebrauch, daß der Vater an dem Tage, an welchem er sein Kind taufen ließ, alle seine Anverwandten und übrigen Gevater zu sich bath, um mit ihnen recht froh zu seyn. Es wurde in der Stube, in welcher die Wöchnerinn lag, gegessen, getrunken, getanzt und gesungen. Daraus entstand aber viel Unheil. Jährlich starb fast die Hälfte von Wöchnerinnen im Dorfe, und niemand wußte, was eigentlich daran Schuld war. Endlich bekam das Dorf einen neuen Pfarrer. Dieser bemerkte die traurigen Folgen solcher Kindtaufenschmause nur gar zu bald, und suchte gleich in einer seiner ersten Predigten seine Gemeinde zu überzeugen, daß ihre Zusammenkünfte an Kindtauftagen für das Leben und die Gesundheit der Wöchnerinnen sehr gefährlich seyen. Viele schüttelten die Köpfe. Die Klügern aber dachten der Sache nach, und stimmten ihrem Pfarrer bey. „Der Mann hat recht", hieß es, „thut uns doch allzeit der Kopf wehe vor dem Dampfe, der in der Stube ist; wie muß nicht so einer Frau zu Muthe seyn, die mitten unter uns im Bette liegt, und sich den größten Zwang anthut"! — Sie überlegten nun, wie der Sache abzuhelfen wäre, und beschlossen, künftig eine für die Gesundheit der Wöchnerinnen so schädliche Schmauserey gänzlich zu unterlassen.

O, wie vieles könnte zum Beßten der Menschheit verbessert werden, wenn man nur ernstlich untersuchte, was alles einer Verbesserung benöthiget wäre, und dann den Willen hätte, die Verbesserung wirklich vorzunehmen.

77. Die kluge Hausfrau.

Adelheit heurathete, als sie 20 Jahre alt war, einen jungen Mann, der zwar sehr rechtschaffen, aber nichts weniger als reich war. Sparsamkeit und die Führung einer klugen Wirthschaft war daher für die jungen Eheleute sehr nothwendig. Adelheit befliß sich derselben auch wirklich auf alle mögliche Weise. Sie bemühte sich, daß sie nicht nur mit dem für die Hauswirthschaft bestimmten Gelde ausreichen, sondern auch noch etwas davon übrig behalten konnte, ohne es jedoch an dem Nothwendigen, und an dem, was der Wohlstand erforderte, fehlen zu lassen.

In Ansehung des Tisches setzte sie mit Einstimmung ihres Mannes gleich anfangs fest, wie viel und welcherley Gerichte täglich, und welche an Sonn- und Festtagen aufgetragen werden sollten. Den Regeln der Sparsamkeit gemäß kaufte sie nun alles, was in der Küche nöthig war, aus der ersten Hand, und, so viel es sich thun ließ, im Großen, um stets einen Vorrath davon zu haben.

Die Vorräthe von Eßwaaren wußte sie aber sehr geschickt vor dem Verderben zu sichern, und lange Zeit brauchbar zu erhalten. So oft sie etwas davon brauchte, so nahm sie jederzeit, was sie bedurfte, nach Maß und Gewicht, und nicht auf Gutdünken, um genau berechnen zu können, wie weit sie damit reichen wird, und was jede Mahlzeit kostet. Eben so nahm sie auch auf die Zeit des Einkaufs fleißig Rücksicht, weil sie aus Erfahrung wußte, daß manche Eßwaaren und Lebensmittel, in dieser Jahreszeit und in dieser Woche gekauft,

kauft, viel wohlfeiler, halt- und brauchbarer seyen, als wenn ein solcher Kauf ein andersmal geschähe.

Was Adelheit unmittelbar selbst kaufen konnte, ließ sie nicht durch das Gesinde kaufen; denn wenn dieses auch treu und ehrlich ist, sagte sie oft, so ist es doch nicht immer aufmerksam und klug genug, um nicht in Ansehung der Güte der Waaren oder des Preises derselben hintergangen zu werden. Mußte sie aber doch eins und das andere dem Gesinde überlassen, so unterrichtete sie dasselbe vorher sorgfältig davon, und untersuchte nachher genau, wie es den Auftrag vollzogen hatte. Auch erkundigte sie sich nach dem Steigen und Fallen der Preise sehr sorgfältig, um sogleich ihre Vorkehrungen in der Hauswirthschaft darnach treffen zu können.

Der eingekaufte oder eingesammelte Vorrath von Lebensmitteln wurde dann von ihr sogleich gehörig für den täglichen Verbrauch eingetheilt. Die Reste oder Ueberbleibsel der Mahlzeit wußte sie ein andersmal schicklich wieder anzubringen, ohne sie verderben oder umkommen zu lassen. Und da sie im Kochen und in der Zubereitung der Speisen sehr erfahren war, so wußte sie selbst geringe und ganz gemeine Nahrungsmittel z. B. Kartoffeln durch die Kochkunst so zu veredeln und herzurichten, daß sie für Gastspeisen gehalten, und von ihrer Familie mit Vergnügen gegessen wurden. Sie sah auch darauf, daß sie oft abwechselte mit den Speisen, und nicht einerley Gericht vielmal nach einander auf den Tisch brachte, damit ihre Leute desto mehr Lust zum Essen hätten.

Sonst hielt sie auch gute Ordnung in den Mahlzeiten, daß jedes im Hause sein Frühstück, Mittag- und Abendessen immer zu rechter Zeit bekam. Und eben so

geschickt und weislich wußte sie auch die Zeit zu ihren eigenen Geschäften und zu den Arbeiten des Gesindes einzutheilen. Sie war nie verlegen wegen dessen, was sie thun sollte, klagte nie über Langeweile, und wußte sich selbst in Erholungsstunden nützlich zu beschäftigen. Die Dienstbothen mußten in ihrem Hause alle Geschäfte zu der Zeit verrichten, die ihnen vorgeschrieben war. Was beßer bey Tag und heute noch geschehen konnte, durfte von denselben niemals auf den Abend oder auf Morgen verschoben werden.

Als eine sehr geschickte Hausfrau zeigte sich Adelheit auch bey dem Ankaufe kleiner Haus- und Küchengeräthschaften, der nöthigen Kleider für sich und die Kinder, der Wäsche u. dgl. — Sie hatte nämlich den rühmlichen Grundsatz, nichts anzuschaffen, als was wirklich nothwendig war, und der Wohlstand forderte, und das, was einmal angeschafft war, aufs beßte zu schonen, und dafür zu sorgen, daß es beym Gebrauche gehörig in Acht genommen, und im guten Zustande erhalten wurde. Auf diese Art ersparte sie sich, und ihrem Gatten manche Ausgabe, die ohne Befolgung dieser Regeln würde statt gehabt haben. Sie hütete sich in der Kleidung immer, die neuesten Moden mitzumachen. Ein geschmackvoller einfacher Anzug gefiel ihr beßer, als ein modischer, der weiter kein Verdienst hat, als daß er Mode ist.

Zu den bisherigen guten Eigenschaften der Frau Adelheit gesellte sich auch noch ein hoher Grad von Reinlichkeitsliebe. Besonders zeigte sich diese in ihrer Küche und bey Tische. Kein Küchengefäß durfte bey ihr unrein seyn, oder als ein unreines gebraucht werden. Die Gestelle und Schränke zu ihren Tellern, Schüsseln, Töpfen und Geschirren standen an einem hellen Orte,

wo sie jedermann gleich in die Augen fielen, und wurden eben dadurch ein beständiges Zuchtmittel für die Küchenmagd, sie abzuwaschen, und zu putzen, wenn sie sich nicht vor fremden Leuten, die in's Haus kamen, beschimpfen wollte. Ihre Küche selbst hielt sie nicht nur immer rein, sondern ließ sie auch öfters mit Wasser abspülen, damit keine faulende Dünste aufsteigen, und die Küche verunreinigen könnten. Bey der Zubereitung der Speisen selbst nahm sie sich sorgfältig in Acht, daß gar nichts fremdes, und zur Speise nicht gehöriges so wenig in den Topf zum Mitkochen als in die Schüssel, und mit dieser auf den Tisch selbst käme. Eben darum mußte vorzüglich der Anrichttisch in der Küche immer recht rein seyn, daß sich nichts Unreines an die Schüssel anhängen konnte, und um recht vorsichtig zu seyn, wischte sie allemal die Schüssel vor dem Hineintragen in die Stube noch mit einem Tuche ab, wenn sich ja Asche, Kohlen u. dgl. angehängt hätten. So hielt sie auch besonders viel auf reine, saubere Wäsche. Selbst immer reinlich angekleidet, litt sie keine schmutzige Person bey der Zubereitung des Essens. Ihre Handtücher und Tischgedecke mußten beständig mit einer schneeweißen und glänzenden Farbe prangen. Graue und schmutzige Servieten und Tischtücher waren ihr darum verhaßt, weil sie eine faule und unachtsame Hausfrau verrathen. „Den Vogel“, sagte sie, „kennt man an den Federn, und die Hausfrau am Tischgedecke; ich will lieber eine geringe, aber reinlich zubereitete Speise essen, als eine kostbare, die unrein ist, und beym bloßen Anblick mir schon Eckel macht“. Die Zimmer und Kammern in Adelheitens Haus wurden gefegt, so oft sie schmutzig waren, und mußten immer ganz trocken seyn, und frische Luft haben. Das Schlaf-

zimmer aber mußte alle Tage, auch im Winter, gelüftet, und die Betten zuweilen an die Sonne gebracht und geklopft werden.

Alle Ausgaben, welche in der Hauswirthschaft vorfielen, pflegte Adelheit sogleich und pünktlich aufzuschreiben. Sie hatte zu dem Ende stets eine Schreibtafel bey sich, worinn sie flüchtig bemerkte, was sie ausgab, und aus dieser trug sie es Abends in ihr ökonomisches Tag- oder Wirthschaftbuch ein, und zählte dann die Summe der Ausgaben des Tages zusammen. Dieß Wirthschaftbuch bewahrte sie wie ein Heiligthum, hielt es sauber und reinlich, und schrieb darinn nicht nur leserlich und deutlich, sondern auch so schön, als sie konnte, weil es als ein Denkmal ihres Fleißes, ihrer Ordnungsliebe und Wirthschaftlichkeit bey der Familie bleiben, und auf die Nachkommen vererbt werden sollte. Am Ende eines jeden Monats übergab sie ihr Buch ihrem verehrten Gatten, welcher dann die Summe der Ausgaben des Monats in sein Hauptbuch einzutragen pflegte.

Ungemein freute sich dieser, wenn er öfters sah, daß seine liebe Adelheit, ohne zu kargen, ohne der Familie es am Nothwendigen fehlen zu lassen, durch Sparsamkeit und kluge Wirthschaft ein Beträchtliches erspart hatte. Voll Freude drückte er dann die liebe brave Gattinn an sein Herz, küßte sie, und ertheilte ihr die ermunterndsten Lobsprüche.

78. Das Wissensnöthigste von der Milch, dem Butter, Schmalz und Käse.

Dieß sind sehr nothwendige Stücke in der Oekonomie oder Hauswirthschaft.

Zuerst wollen wir also von der Milch reden.

Alle weiblichen Säugethiere geben Milch. In der Haushaltung wird aber nur die Kuhmilch, und manchmal auch, aber selten, die Schaf- und Ziegenmilch zur Bereitung der Speisen gebraucht.

Die Milch eines jeden Thiers ist nicht immer von einerley Beschaffenheit. Anfangs ist sie gut, aber einige Zeit nach dem Werfen wird sie immer schlechter, bis sie sich gar verliert; und dieß ist auch der Fall bey den Kühen, die man deßwegen frischmelkende und altmelkende Kühe nennt; von ersteren ist die Milch, wenn es nur nicht gleich im Anfange nach dem Kalben ist, weit besser, als von den letzteren, von welchen sie viel wässeriger ist. Die Güte der Milch hängt aber hievon nicht allein ab, sondern auch sehr großen Theils von der Beschaffenheit des Futters. Kühe, die nicht Mangel leiden, und gutes gedeihliches Futter erhalten, geben bessere und mehr Milch, als andere, die nur längliches und schlechtes Futter erhalten.

Soll dann die Milch ihren natürlichen guten Geschmack behalten; so muß bey dem Melken alle und jede Unreinlichkeit vermieden, und die Gefässe müssen mit der größten Sorgfalt stets rein gehalten werden, sonst nimmt die Milch sogleich einen Nebengeschmack an. Nach dem Melken muß sie unverzüglich durch ein reines Tuch gegossen werden, damit das etwa hinein gerathene

Stroh,

Stroh, Haar, oder jede andere Unreinigkeit abgesondert werde.

Der Nutzen der Milch ist in der Haushaltung besonders von sehr großer Wichtigkeit. Ueberhaupt dienet sie, wie bekannt ist, mit oder ohne Wasser als ein Getränk für Erwachsene und Kinder, als Arzney bey verschiedenen Krankheiten, und in der Haushaltung als Zuthat zu mancherley Speisen, Backwerk u. dgl.

Der Butter ist in jeder Art von Milch, obschon nicht in gleicher Menge, enthalten. Die Kunst, den Butter aus der Milch abzusondern und darzustellen, besteht im Wesentlichen darinn: Gleich nach dem Melken wird die Milch in irdene oder hölzerne Geschirre vertheilet. Hierauf werden diese an einen mäßig warmen Ort gestellt, damit der Rahm sich von der geronnenen Milch abscheide, und oben auf setze. Wie lange die Zeit hierzu seyn muß, läßt sich nicht bestimmen, weil bald längere, bald kürzere Zeit dazu erfordert wird. Im Allgemeinen hält man dafür, daß der Rahm den rechten Grad seiner Vollkommenheit dann erhalten habe, wann man z. B. mit der Fingerspitze so darüber wegfahren kann, daß nichts an derselben hängen bleibt. Sobald dieses bemerkt wird, muß der Rahm vermittelst eines eigenen dazu bestimmten Löffels abgenommen, oder auf eine andere Weise abgeschieden werden. Ist dieß geschehen, so schüttet man den erhaltenen Rahm in das recht rein gemachte Butterfaß, worinn er so lange gerührt und geschlagen wird, bis der reine Butter auch von den übrigen Theilen des Rahmes abgesondert worden. Nun gießt man die Buttermilch von dem Butter ab, bringt den krümligten Butter in einen Napf, gießt frisches Wasser darauf, und sondert vorzüglich die darinn zurückgebliebene Buttermilch davon ab, welches

ches durch öfteres Abgießen und Aufgießen vom frischen Wasser sehr befördert wird. Endlich sucht man mit einem Messer die etwa hineingerathenen Unreinigkeiten heraus, und macht, nachdem man ihn eine kurze Zeit im frischen Wasser hat steif werden lassen, Stücke daraus, und thut ihn in die dazu bestimmten Gefässe.

Fast aller Butter wird von Kuhmilch, an manchen Orten aber auch von Schaf- und Ziegenmilch gemacht. Man hat Frühlings- oder Maybutter, Sommer-, Herbst- und Winterbutter. Den Maybutter zieht man aber in Absicht des Geschmackes allen andern vor.

Wie groß der Nutzen des Butters in der Haushaltung sey, und zu wie viel Dingen er in derselben gebraucht werde, ist jedem Mädchen bekannt; bloß allein die Speisen, die davon den Namen führen, sind sehr zahlreich, und ihre Zubereitung ist in allen Kochbüchern anzutreffen; der andern, wozu der Butter als Zuthat genommen wird, nicht zu gedenken. Der Butter ist wirklich als die allerbeßte Würze bey sehr vielen Speisen anzusehen; allem Gemüse giebt er einen viel feinern Geschmack, als anderes Fett. Viele Fleischspeisen z. B. Kalbfleisch, Hühnerfleisch u. dgl. würden ohne demselben sehr schlecht schmecken.

Das Schmalz (Kochbutter) ist nichts anders, als ein durch das Schmelzen gereinigter Butter, und wird ganz kurz auf folgende Art zubereitet. Man thut den bestimmten Butter, den man in Schmalz verwandeln will, in eine Pfanne, und läßt ihn bey einem gelinden Feuer langsam zerfließen. Sobald dieß geschehen, und kein ganzes Stücklein Butter mehr zu sehen ist, thut man die Pfanne ganz langsam vom Feuer weg, und schüttet den zerlassenen Butter in ein irdenes Geschirr, welches dann in ein kühles Ort gestellet wird,

da-

damit der zerlassene Butter wieder gestehen und steif werden kann.

Der Käse ist ebenfalls eine sehr nützliche Sache in der Haushaltung. Hievon haben wir zwey Hauptarten: den Süßmilchkäse und den Sauermilchkäse, von welchen wieder sehr verschiedene Arten vorhanden sind, die aber bloß von der verschiedenen Behandlung bey Verfertigung des Käses ihren Ursprung erhalten.

Die Süßmilchkäse heissen also, weil sie von solcher Milch gemacht werden, die noch gar nicht von ihrem Rahm entblößt ist; dergleichen sind die Engländischen, Holländischen und verschiedenen Schweitzerkäse. Zu diesen Käsen wird, wie gesagt, der Rahm nicht abgeschöpft; man läßt auch die Milch nicht, wie bey dem Sauermilchkäse, durch die Wärme, oder von selbst gerinnen, sondern scheidet den käsigen Theil von dem wässerigen vermittelst gewisser saurer Mittel z. B. des Kälbermagens ab. Die auf solche Weise abgeschiedenen Käsetheile werden dann klein gebröckelt, gesalzen, mit den Händen wohl durchgeknettet, in Formen geschüttet, gepreßt und getrocknet. Dieses ist die allgemeine Bereitungsart der Süßmilchkäse. Wenn dieselben aber sich öfters im Geschmacke von einander unterscheiden, so kömmt es daher, weil man hier und da in der Behandlung von einander abweicht.

Die Sauermilchkäse werden von der abgerahmten Milch verfertiget. Man erwärmt nämlich diese ganz gelinde, damit sich die Molken von den Käsetheilen absondern, gießt letztere schichtweise in die Käserinne, wobey man zwischen jede Schicht so viel Salz, als nöthig ist, streuet. Sobald die Molken alle abgelaufen sind, schneidet man die Käse in beliebiger Größe, oder giebt ihnen mit den Händen die Form, die sie

ha-

haben sollen, legt sie in der Luft, oder in der warmen Stube auf Bretter, die mit Stroh belegt sind, damit sie abtrocknen. Nach dem Trocknen legt man sie in Töpfe oder Fässer, damit sie alt werden.

Der Käse wird nicht nur allein, so wie er ist, zum Brode gegessen, sondern auch zu verschiedenen andern Gerichten verwendet.

79. Die Menschenfreundinn.

Eine fromme Frau, die lange Zeit als Magd bey einer guten Herrschaft gedient, und sich so viel erworben hatte, daß sie in ihren alten Tagen sorgenfrey leben konnte, bewies vorzüglich dadurch ihre Rechtschaffenheit, daß sie sich der armen jungen Mädchen annahm, die entweder schon dienten, oder in der Folge sich bey Herrschaften vermiethen wollten. Sie wußte wohl, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher liederliche Mensch nicht eher ruht, als bis er ein unschuldiges Geschöpf verführt, und zum Falle gebracht hat. Darum war sie bemüht, zuerst das Zutrauen der Mädchen dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen allerley Gefälligkeiten erwies. So zeigte sie ihnen z. B. die Vortheile bey manchen von ihren Geschäften, verhalf ihnen zu guten Herrschaften, bey denen sie nicht nur guten Lohn und Unterhalt, sondern auch Gelegenheit bekamen, gute Kenntnisse und Sitten sich zu verschaffen. Die Mädchen liebten sie, und giengen deßhalb öfters an Sonn- und Feyertagen mit Bewilligung ihrer Herrschaften zu ihr zum Besuche. Sie nahmen

nun

nun auch gelegentlich gute Lehren willig von ihr an, und glaubten ihr, wenn sie ihnen das Unglück des liederlichen, treulosen und nachläßigen Lebens schilderte, oder ihnen zeigte, daß es nicht immer ein großes Glück für einen Dienstbothen sey, wie viele sich fälschlich einbilden, in reichen Häusern, oder bey vornehmen Herrschaften zu dienen, und dieß mit lebendigen Beyspielen bewies; dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung, Ehrbarkeit und Keuschheit, Treue und Arbeitsamkeit als das einzige Mittel anpries, das Beschwerliche des Lebens und ihres Standes ins besondere zu ertragen und zu versüßen.

Als einmal eine Magd von denen tödtlich krank lag, deren sie sich so freundschäftlich angenommen hatte; so ließ sie diese gute Frau rufen, dankte ihr mit rührenden Worten, und bekannte frey vor allen Umstehenden, daß sie nächst Gott durch ihre Freundschaft und gute Lehren vor Lastern sey bewahrt geblieben.

Wenn du das wahre Beßte deiner Nebenmenschen aus allen Kräften zu befördern bemühet bist; so bist du auch des Namens eines Menschenfreundes würdig.

80. Von der Erziehung und Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren.

Mathilde war eine sehr verständige und gute Mutter, und besonders in den Pflichten, die rechtschaffene Mütter gegen ihre Kinder in den ersten Lebensjahren derselben zu beobachten haben, ungemein unterrichtet. Schon während ihrer Schwangerschaft war sie, so viel

möglich, für ihr Kind besorgt. Sie hütete sich auf alle mögliche Art vor allem dem, wodurch der Leibesfrucht nur der mindeste Schaden zugefügt werden konnte; also vor heftiger Aergerniß, Unmäßigkeit, Zorn, Furcht, Schrecken, und andern Leidenschaften, auch vor allen solchen Arbeiten und Bewegungen des Leibes, die dem Kinde gefährlich und tödtlich werden konnten. Sie vermied z. B. in der Zeit ihrer Schwangerschaft das Tanzen, das schnelle Fahren auf holperichten Wegen, schweres Heben und Tragen; kurz, sie befolgte in allen Stücken eine solche Lebensordnung, welche sowohl sie selbst, als auch das Kind im Leibe gesund erhalten konnte.

Nach der Geburt des Kindes sorgte Mathilde ernstlich dafür, daß dasselbe von unwissenden Hebammen und Wärterinnen nicht unschicklich behandelt, und dadurch der Grund zu unheilbaren Uebeln gelegt wurde. Sie duldete z. B. nicht, daß das neugebohrne Kind fest gewickelt oder gewindelt, zu nahe an den Ofen gelegt, oder der Zugluft und Kälte ausgesetzt wurde.

Die erste Nahrung, die Mathilde ihrem lieben Kinde reichte, war die Milch von ihrer Brust. Und diese reichte sie dem Kinde in den ersten Wochen so oft, als es Lust dazu zeigte; in der Folge aber hielt sie sich hierinn an eine gewiße bestimmte Ordnung, und gewöhnte es zu gewissen Zeiten des Tages, und zwar alle 4 Stunden zu trinken. Das Säugen zur Nachtszeit suchte sie aber dem Kinde bald abzugewöhnen, weil sie wußte, daß Kinder des Nachts an der Mutterbrust gar gerne einzuschlafen pflegen, wo dann die Milch in dem Munde derselben zurückbleibt, und sauer wird. Auch legte Mathilde das Kind bald an diese, bald an jene Brust, damit die Milch in keiner Brust stockend wurde, und das Kind nicht der Gefahr ausgesetzt wäre, schie-

lend

lend zu werden, welches leicht geschieht, wenn es nur immer mit dem Gesichte nach Einer Seite gewendet und gerichtet wird. Außer der Muttermilch bekam das Kind in dem ersten halben Jahre nicht viel zu essen; nur bisweilen erhielt es eine im Wasser oder Milch eingekochte geriebene Semmel. Im achten Monate, da sich nämlich die ersten Zähne an ihrem Kinde wahrnehmen liessen, entwöhnte es Mathilde von dem Säugen an der Brust, und gewöhnte es nach und nach an andere Nahrungsmittel und Speisen, z. B. Fleischbrühen, Fleisch, weichgekochtes Gemüse, Obst u. dgl. — Zum Getränke erhielt das Kind nach dem Entwöhnen reines Wasser, und öfters auch eine Schale Kuhemilch. Es durfte aber niemals unter dem Essen trinken, sondern erst nach geendigter Mahlzeit. Denn Mathilde hatte gehört, daß das Trinken unter dem Essen die Verdauung störe, und auch durch seine Kälte den Zähnen schade.

Die erste Bekleidung des neugebohrnen Kindes war in Mathildens Hause ganz einfach. Sie war eine Feindinn jenes tyrannischen Einwickelns und Einzwängens, welches hier und da noch gebräuchlich ist; aber eben so sehr mißbilligte sie es auch, wenn man ein Kind gar nicht wickelte; denn der so zarte und biegsame Körper, sagte sie, bedarf allerdings im Anfange einer Unterstützung, und wäre es auch dazu nicht nöthig, so bedürfen es die, welche mit ihm umgehen, um es ohne Schaden heben, tragen und behandeln zu können. Sie bekleidete also das neugebohrne Kind zuerst mit feiner Leinwand, darüber mit Flanell, und umwickelte sodann den Leib ganz locker mit einer Binde, welche ungefähr eine Hand breit und gestrickt war. Die Aerme des Kindes wickelte aber Mathilde nicht, sondern ließ sie frey. Den ganzen Körper schlug sie sodann in eine baumwol-

lene

lene Matraze ein, welche zugleich den Kopf unterstützte, und die schicklichste Erwärmung, aber keine Erhitzung, wie die Federbetten, gab. Nach ungefähr 10 Wochen, da das Kind den Kopf und Rücken gerade halten konnte, ließ sie die Matraze weg, aber mit der Einwicklung fuhr sie noch bis zum halben Jahre fort, weil sie zugleich das beßte Mittel war, den Leib warm zu halten.

Ueberhaupt sorgte Mathilde dafür, daß jedes Kleidungsstück die Eigenschaft hatte, daß es den Körper nicht in seinem Wachsthume, und die Glieder nicht in ihren freyen Bewegungen hindern konnte. Den Kopf des Kindes ließ Mathilde in der ersten Zeit, so lange es noch keine oder wenige Haare hatte, leicht bedecken, hauptsächlich bey kühler und feuchter Witterung im Freyen. Sobald aber das Kind seine vollkommene, natürliche Decke von Haaren erhalten hatte, so blieb die künstliche größtentheils weg. Wenn aber ihr Kind bey sehr strenger Kälte, oder in den Strahlen der Sonne sich der frischen Luft aussetzen mußte, so gab sie ihm eine leichte Bedeckung des Kopfes, im Winter vom Filz, und im Sommer von Stroh. Schuhe und Strümpfe erhielt Mathildens Kind nicht eher, als bis es allein gehen konnte.

Ungemein war Mathilde auch dafür besorgt, daß ihr Kind in der ersten Zeit seines Lebens viel und ruhig schlafen konnte. Zu dem Ende entfernte sie alle Hindernisse des Schlafes, z. B. zu große Wärme, Unreinigkeit des Bettchens u. dgl. Sie gebrauchte aber keine gewaltsamen Mittel, ihr Kind zum Schlafen zu nöthigen, z. B. das betäubende Singen u. dgl. Sie ließ ihr Kind zwar wiegen; aber sie erlaubte durchaus nicht, daß es allzustark und erschütternd gewiegt wurde. Die Wiege durfte nur sanft hin und her schwanken, und ließ

sie nicht anhaltend ganze Tage oder viele Stunden lang, sondern nur einigemal des Tages wiegen, und zwar immer weniger, je älter das Kind wurde.

Sobald das Kind ein halbes Jahr alt geworden war, so fieng Mutter Mathilde an, es Vor- und Nachmittags an bestimmte Stunden des Schlafes zu gewöhnen, und vorzüglich darauf zu sehen, daß es des Nachts ununterbrochen schlafen konnte. Sie war daher nicht allzeit gleich bereit, es auf sein Geschrey oder Verlangen aufzunehmen, ihm zu trinken zu geben u. s. w. Nur, wenn das Kind lange und anhaltend fortschrie, und durchaus nicht schlafen wollte; so untersuchte Mathilde die Ursache der Schlaflosigkeit, und beseitigte dieselbe sodann, so gut sie konnte.

Mit Ende des zweyten Jahres verlor das Kind selbst die Lust, des Vormittags zu schlafen: des Nachmittags hingegen pflegte es bis in's dritte Jahr ein Stündchen zu schlafen, und dieß war Mathilden auch ganz lieb, weil sie wußte, daß es beßer sey, wenn die Kinder zu viel als zu wenig schlafen. Sobald das Kind ausgeschlafen hatte, nahm es Mathilde jederzeit gleich aus dem Bette, und hütete sich dabey, daß die Augen desselben nicht sogleich gegen ein helles Licht, oder gegen eine blendende Wand gerichtet wurden, weil dieß die Sehkraft des Kindes nur hätte schwächen können.

Am meisten aber war die gute Mutter bey der Erziehung ihres lieben Kindes für Reinlichkeit besorgt. Sie hielt diesen Punkt für denjenigen, worinn sie nie zu viel thun könnte. Sie wusch daher ihr Kind täglich früh und Abends ganz nackt vom Kopfe bis auf die Füsse schön und reinlich ab, in und hinter den Ohren, unter den Achseln, und an allen Orten, wo ihm Schärfe schaden und sich ansetzen könnte. Dazu hatte sie immer

mer

mer zwey feine Schwämme in Bereitschaft, den einen zu Gesicht und Händen, den andern zu den übrigen Theilen des Körpers. Das Wasser, welches Mathilde zum Waschen des Kindes gebrauchte, war anfangs lau und milchwarm; denn Mutter Mathilde liebte in allem den Mittelweg. „Die Kinder mit heißem Wasser verbrühen“, pflegte sie öfters zu sagen, „würde ihnen eben so schädlich seyn, als sie, wie Russen, in das kalte Wasser tauchen“. Sie nahm daher von der Geburt an lauwarmes Wasser, und verminderte es von Woche zu Woche so, daß das Kind mit einem Vierteljahre ganz kalt gewaschen wurde. Doch wusch sie dasselbe nicht sogleich, wie es aus dem Bette kam, sondern erst, nachdem es eine halbe Stunde munter war, und sich abgekühlt hatte. Auch verfuhr sie dabey ganz geschwind, und rieb die Haut ganz sanft, damit sie bald trocken und warm wurde. — Dieses Waschen hatte für Mathildens Kind den größten Nutzen, daß es vor vielen Krankheiten verwahrt blieb, womit Kinder und Erwachsene oft geplagt werden.

Zu eben dem Zwecke, die Haut des Kindes rein zu erhalten, und seine Gesundheit zu stärken, badete Mathilde dasselbe wöchentlich zwey- oder dreymal im lauwarmen Wasser. In den ersten Wochen und Monathen ließ sie das Kind eine halbe Viertelstunde, und zu Ende des ersten Jahres noch länger im Bade, und, welches die Hauptsache war, sie hörte während des Badens nicht auf, den ganzen Körper des Kindes gelinde zu streichen, und mit einem Schwamme sanft abzureiben. Nach dem Herausnehmen aus dem Bade trocknete sie das Kind so geschwind, als möglich, ab, hüllte es in warme Tücher ein, welche schon in Bereitschaft standen, und legte es in's Bett. Alle Tage gab Ma-

thil-

thilde ihrem Kinde auch weiße trockene Wäsche, und ließ es lieber an etwas anderm fehlen, um dem Kinde diese Wohlthat verschaffen zu können. Durch dieses Reinhalten gewöhnte sie ihr Kind auch unmerklich an die Reinigkeit selbst, so, daß es nichts Schmutziges mehr unter sich leiden wollte.

Von dem dritten Monate an (im Sommer und bey guter Witterung noch früher) gewöhnte Mutter Mathilde ihr Kind auch an die freye Luft, und ließ es alle Tage unausgesetzt eine Zeit lang derselben geniessen. Sie hielt den Genuß der freyen Luft bey ihrem Kinde eben so nöthig, als das Waschen und Baden, und pflegte deßwegen denselben das Luftbad zu nennen.

Uebrigens ließ Mathilde ihr Kind nach der Natur frey fortwachsen, ohne sein Körperchen durch Kunst und Zwang anders zu beugen oder zu gestalten; sie gab nur einzig darauf Acht, daß demselben kein Schaden zugefügt wurde. Sobald es etwas größer geworden war, und ein wenig zu gehen und zu sprechen angefangen hatte, da rechnete es sich Mutter Mathilde zur vornehmsten Pflicht, den Körper, und vorzüglich alle Sinne und Glieder des Kindes täglich den ganzen Tag hindurch mit schicklichen Spielen, Tändeleyen, Bildern und kleinen Arbeiten zu beschäftigen, weil sie wußte, daß Kinder überhaupt gerne unterhalten und beschäftiget seyn wollen, sobald ihre Kräfte sich zu entwickeln anfangen. Außerdem suchte sie ihr Kind frühzeitig zum natürlich gut stehen, gehen, sitzen, laufen u. dgl. zu gewöhnen, und von allen angenommenen Unarten abzubringen.

Eben so war Mutter Mathilde auch bemüht, ihr Kind frühzeitig an das zu gewöhnen, was gut und recht ist, und dasselbe mit Einem Worte zur Frömmigkeit und

Tugend zu erziehen. Zu dem Ende suchte sie dem Kinde lauter gute Gegenstände vorzuhalten, und reine Begriffe von jeder Sache beyzubringen, alles Schädliche und Falsche aber vor ihm zu verbergen, bis es nach mehreren Jahren fähig wurde, solches als schädlich und falsch zu erkennen, und zu verabscheuen. Darum entfernte sie das Kind von jedem Auftritte eines Zornigen, Neidischen, Zänkischen, Unmäßigen, Furchtsamen, Hartherzigen u. dgl. Ferners trachtete sie mit aller Aufmerksamkeit die Neigung des Kindes zum Bösen gleich, sobald sie nur zum Vorschein kam, auszurotten, besonders den Eigensinn, die Widerspänstigkeit bey guten Ermahnungen, die Neigung zum Lügen und Streit und Zank mit andern anzufangen, die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, den Neid und den Zorn. Entgegen pflanzte sie so früh, als es möglich war, eine schöne Tugend nach der andern in das zarte Herz des Kindes. Die Tugend des Gehorsams gegen sie selbst und andere Vorgesetzte war die erste, welche Mathilde ihrem Kinde einflößte; dann kam die Aufrichtigkeit, daß es allzeit die Wahrheit redete, die Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit, die Friedfertigkeit und Vertragsamkeit mit Geschwistern, Mitschülern, Gespielen und Dienstbothen; die Mäßigkeit im Essen und Trinken, und die Beherrschung seiner selbst, die Barmherzigkeit gegen Arme, die Reinlichkeit und Ordnung in allen seinen Sachen, und seiner ganzen jugendlichen Aufführung, und vorzüglich die Arbeitsamkeit und der Fleiß.

Dieß war beyläufig die Art und Weise, wie Mathilde ihr kleines Kind, das ihr Gott in ihrem Ehestande geschenkt hatte, in den ersten Lebensjahren zu behandeln und zu erziehen bemüht war. Die Folge davon war, daß dasselbe mit der Zeit ein eben so tugendhafter,

hafter, als gesunder und brauchbarer Mensch wurde, und seiner guten Mutter noch im späten Alter Trost und Freude machte. —

Mädchen, geht hin, und thut desgleichen!

81. Die geschickte Kinderwärterinn.

Marie diente als Kinderwärterinn bey einer Herrschaft, die drey kleine Kinder hatte, wovon das jüngste erst ungefähr vier Wochen alt war. Dabey benahm sie sich so geschickt und gewissenhaft, daß sie nicht nur allein von ihrer Herrschaft deßwegen sehr geliebt, sondern auch von andern Leuten, die sie kannten, überaus geschätzt wurde. Sie glaubte nicht, daß sie ihrer Schuldigkeit dann schon ein Genügen gethan hätte, wenn sie ihren Kindern die Nahrung gereicht, oder sie getragen und umhergeführet hatte; sondern sie vertrat die Stelle einer treuen, sorgsamen Mutter. Sie sorgte daher nicht bloß dafür, daß die ihr anvertrauten Kinder gesund am Leibe blieben, sondern sie bemühte sich auch, dieselben zu frommen, guten und artigen Menschen zu erziehen. Zu dem Ende benutzte sie allererst jede Gelegenheit, die ihr anvertrauten Kinder auf Gott, den Schöpfer, Vater und Erhalter unsers Lebens aufmerksam zu machen. Bathen sie die Kinder des Morgens um Speise, so sagte ihnen Marie gleich, daß Gott das Korn wachsen lasse, und daß hieraus das Mehl werde, davon die Speisen zubereitet würden. Pflückten ihre Kleinen auf einem Spatziergange Blumen, oder freuten sie sich über den Wohlgeschmack einer

Kirsche, so sagte sie ihnen, daß Gott alles erschaffen habe, und alles auf der Welt ernähre und erfreue. Auf diese Art lernten die Kinder frühzeitig Gott kennen und lieben.

Sie betrug sich in allen Stücken auch jederzeit so, daß die Kinder nichts als Gutes von ihr sehen und hören konnten; denn sie wußte, daß die Kinder gerne alles, was sie von andern sehen, nachzuahmen pflegen. In ihrem Reden befliß sie sich einer deutlichen Aussprache, und sorgte dafür, daß auch die Kinder alle Worte ordentlich und deutlich aussprechen lernten. Sie wurde nicht müde, den Kindern ein Wort so oft zu wiederholen und vorzusagen, bis sie dasselbe fassen und gehörig aussprechen konnten. Dadurch erlebte sie aber auch die Freude, daß ihre Kleinen das Reden weit früher und besser lernten, als die Kinder mancher anderer Wärterinnen. Daß dieß auch ihrer Herrschaft sehr angenehm war, kann man sich leicht vorstellen.

Sobald die Kinder reden konnten, und ein wenig zu denken anfiengen, lehrte sie Marie auch kurze, faßliche Kindergebethe, und erzählte ihnen öfters etwas Schönes und Nützliches aus irgend einem Buche, das sie gelesen hatte. So wurden den Kindern schon frühzeitig gute Gesinnungen und Grundsätze beygebracht. Kam ein Armer vor die Thüre, und bath um ein Almosen, so ließ Marie dieses meistentheils durch die Kinder austheilen, damit sie auf solche Art schon in der Kindheit lernen sollten, wohlthätig gegen Nothleidende zu seyn.

Wenn die Kinder bisweilen etwas muthwillig wurden, oder nicht recht gehorsam seyn wollten; so drohte ihnen Marie nicht, wie manche Wärterinnen zu thun pflegen, mit dem schwarzen Manne, oder mit dem Klaub-

auf,

auf, weil sie wohl wußte, daß dieß keineswegs die geeigneten Mittel wären, die Kinder zum Gehorsam anzuführen. Ueberhaupt suchte sie die ihr anvertrauten Kinder vor Aberglauben oder Vorurtheilen sorgfältigst zu bewahren, und denselben bey jeder schicklichen Gelegenheit zu erklären, daß alles in der Welt ganz natürlich sey.

Die Kinder hatten sie auch sehr lieb, und liessen sich gerne von ihr leiten und unterrichten; denn sie war immer fröhlicher Laune, und konnte sehr gut mit ihnen umgehen. Sie ordnete öfters selbst ihre Spiele an, und scherzte wie ein Kind mit ihnen. Aber sie konnte auch recht ernsthaft seyn, wenn die Kinder etwas Böses thun wollten.

Gar sehr sorgte Marie auch für die Reinlichkeit der Kinderstube. Zu dem Ende eröffnete sie täglich am Morgen ein Fenster derselben, damit etwas frische Luft hineinkommen konnte, räucherte dann dieselbe mit Wachholderbeeren, und entfernte alles Unsaubere sogleich daraus. Die nasse Wäsche ließ sie nie in der Kinderstube, sondern an einem andern Orte trocknen; auch durften keine Scheeren, Messer oder Gabeln in der Kinderstube herumliegen, und am wenigsten ein Fliegengift darinn angetroffen werden, weil dergleichen Sachen für Kinder höchst gefährlich sind. Nicht einmal Vögel, Hunde und Katzen duldete sie in der Kinderstube, weil sie wußte, daß diese Thiere gerne nach des Kindes Augen hacken. Wenn sie des Morgens die Stube auskehrte und reinigte, so bediente sie sich dazu eines Reisbesens, der etwas naß gemacht, und in der Mitte mit einem Bindfaden gebunden war.

Während der Zeit, da die kleinern Kinder unter Tages schliefen, gieng Marie keineswegs müßig, sondern

dern sie beschäftigte sich mit nützlichen Arbeiten, entweder sie spann, strickte oder nähte etwas. Führte sie ihre Kleinen auf das Feld spatzieren, so hatte sie immer ihren Strickzeug bey sich, setzte sich dann auf einen Rasen oder grünen Platz nieder, und strickte, während dessen die Kleinen auf der Wiese herumliefen, spielten oder Blumen pflückten. Sie ließ aber dabey keines der Kinder aus den Augen, weil sie wohl wußte, daß sich letztere ohne Aufsicht nur gar zu oft Schaden und Unglück zuziehen.

Das kleinste Kind pflegte Marie auch zu wiegen, weil es ihre Herrschaft so haben wollte; sie gieng aber dabey ganz sanft und leise zu Werke, weil das heftige Werfen der Wiege für Kinder sehr ungesund ist. Während des Wiegens pflegte sie auch schöne und passende Wiegenlieder zu singen, die sie in der Jugend in der Schule erlernt hatte.

Oft trug sie dasselbe auch auf den Armen auf die Gasse oder in den Garten, damit es frische Luft schöpfen konnte. Dabey ließ sie es öfters sanft tanzen, und sang dazu muntere Lieder, um es aufzumuntern, z. B.

Seht mir doch mein schönes Kind
Mit den gold'nen Zodellöckchen,
Blauen Augen, rothen Bäckchen;
Leutchen, habt ihr auch so eins?
Leutchen, nein, ihr habet keins.

Seht mir doch mein liebes Kind,
Nicht zu mürrisch, nicht zu wählig,
Immer lustig, immer fröhlich;
Leutchen, habt ihr auch so eins?
Leutchen, nein, ihr habet keins:

Seht mir doch mein fettes Kind,
Fetter als ein fettes Schneckchen,
Weißer als ein Semmelweckchen;
Leutchen, habt ihr auch so eins?
Leutchen, nein, ihr habet keins.

Käm' auch gleich ein Kaufmann her,
Hundert tausend blanke Thaler,
Alles Geld der Erde zahl' er;
O! er kriegt gewiß nicht meins,
Kauf er sich wo anders ein.

Beym Führen des kleinen Kindes gab Marie sorgfältig Acht, daß es keinen Schaden nahm, und sich keinen Arm, oder sonst ein Glied verrenkte. Die größern Kinder suchte sie immer ein wenig zu beschäftigen, und ihnen von Zeit zu Zeit solche Spielwerke zu verschaffen, wobey sie vergnügt seyn, und sich keinen Schaden thun konnten. Im übrigen begegnete sie jedem der Kinder mit Bescheidenheit und Höflichkeit, und dachte immer, daß sie Zweige ihrer Herrschaft seyen. Wenn sie weinten, so redete sie ihnen mit Liebe zu, und verfuhr bey keiner Gelegenheit hart mit ihnen; dieß überließ sie den Aeltern.

82. Ein Par Wiegenlieder.

1.

Lieber kleiner Engel schlaf,
Sanfter als Baron und Graf;
Werd ein frommer, edler Mann,
Der stets ruhig schlafen kann
Im Leben.

Werde groß, und werde gut,
Gott verleih dir wackern Muth!
Durch das Herz nur groß zu seyn,
Nicht durch eitlen Flitterschein
Wie viele!

Bilde dir auf äußern Schein
Niemals was auf Erden ein;
Leerer Glanz ist Puppenspiel,
Scheine nichts, und sey hübsch viel,
Ist besser!

Hör auf dein Gewissen fein,
Und bewahr es immer rein;
Denn, wer wie ein Hiob spricht:
„Mein Gewissen beißt mich nicht“!
Ist König.

Habe jedes Gute lieb,
Und zu jedem Guten Trieb,
Und zu jedem Triebe Kraft,
Dann sey groß und tugendhaft
Vor'm Himmel.

Fürchte Gott, und thue recht,
Alles, was du thust, sey ächt,
Denke, daß der brave Mann
Sich durch's Herz belohnen kann
Gar fürstlich.

Gott läßt alles dir gedeih'n,
Brod und Wasser, Fleisch und Wein,
Gäbe der zu jeder Frist,
Was dir gut und selig ist,
Nun Amen!

2.

Schlumm're Liebchen, bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts,
Und von Wald und Bäumen nichts;
Liebchen, schlumm're, werde groß,
Sollst es seh'n auf meinem Schooß.

Sollst die Sonn' am Himmel seh'n,
Sollst mit mir spatzieren geh'n
Unter Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blüh'n,
Veilchen werden dann gepflückt,
Und an's Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, Liebchen schön,
Sollst du morgen alles seh'n!
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluß,
Und du fühlst den Mutterkuß.

Liebchen, schlumm're, wachs heran,
Sieh in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Glut,
Stehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall
Beym Gesang der Nachtigall.

Unterm Nachtigallenlied
Kömmt der helle Mond, und sieht
Mild herab auf dich und mich,
Alle Blumen neigen sich,
Und die Händchen falt' ich dir,
Kleiner Engel, Gott ist hier"!

Gott ist hoch im Sternenglanz,
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt.
Sag in jedem Winkel dir:
Liebes Mädchen, — Gott ist hier"!

83. Noch ein Par Wiegenlieder.

I.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draußen ist ein Schaf;
Das ist dir gar ein frommes Blut,
Das Keinem was zu Leide thut,
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie freundlich ist das Schaf!
Es knurt, es lärmt, es zanket nicht,
Zeigt immerdar ein froh Gesicht:
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie still ist unser Schaf,
Nie weinen seine Aeugelein,
Nie hört man es gewaltig schrey'n!
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wer liebt nicht unser Schaf!
Es speist vergnügt das grüne Gras,
Zu Leide thut ihm Keiner was,
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Sey sanft wie unser Schaf;
Sey immerdar ein frommes Blut,
So sind dir alle Menschen gut:
Schlaf, Kindchen, schlaf!

2.

Schlumm're, liebe Kleine,
Jetzo schlägt es Neune,
Dieses ist die Schlummerzeit
Für die Kleinen weit und breit.
Eya, Poleya.

Laß auf Assembleen
Und Redouten gehen
Herrn und Damen groß und klein,
Schlafen dann in Tag hinein.
Eya, Poleya.

Manche Leute pflegen
Sich auch spät zu legen;
Haben doch die ganze Nacht
Nichts gethan und nichts gedacht.
Eya, Poleya.

An den Spieltisch sitzen
Damen oft und schwitzen,
Und verspielen Zeit und Geld,
Weil man es für Mode hält.
Eya, Poleya.

Laß Orgonen zählen,
Ob Dukaten fehlen,
Du hast diese Sorge nicht,
Keine Runzeln im Gesicht.
Eya, Poleya.

Träume von Papachen,
Träume von Mamachen,
Bis du wieder aufgeküßt
Von der lieben Mutter bist.
Eya, Poleya.

84. Von dem Geflügel, und der Behandlung und Wartung desselben.

Unter das Geflügel pflegt man überhaupt Gänse, Hühner, Aenten, Kapaunen, u. s. w. zu rechnen.

Die Hühner leben von allerley Getreidarten, Würmern, Gras, Kräuterspitzen u. dgl. Gerste und Brod sind ihr Liebstes. Bey gutem Futter legen sie, die kürzesten Tage etwa ausgenommen, sonst das ganze Jahr. Ihre Eyer brüten sie in 22, höchstens 23 Tagen aus. Wenn die Hühner bloß des Eyerlegens wegen gehalten werden, so braucht man eben keinen Hahn; geschieht es zugleich der Zucht halber, so muß man auch einen Hahn dazu halten. Wenn sie recht gut gefüttert werden, so legt eine Henne des Jahres 60, ja wohl 80 und 90 Eyer. Junge Hühner legen fleißiger, als die alten, und manche der erstern legt wohl 2 oder 3 Tage hinter einander, ehe sie ausruhet.

Wenn die Hühner ein Jahr alt sind, muß man sie schlachten, wenn man ihr Fleisch noch mit Appetit genießen will.

Beym Brüten muß man ihnen im Winter nicht über eilf, und im Sommer nicht über fünfzehn Eyer unterlegen.

Sobald die jungen Küchlein aus dem Ey heraus sind, läßt man sie noch 24 Stunden unter der Henne, dann füttert man sie zuerst mit kleingehackten hart gekochten Eyern mit Brodkrumme vermischt, mit weichem Käse, mit zerhackten Nesseln, oder mit Buchweitzengrütze.

Des

Des Wohlgeschmackes und des leichtern Mästens wegen werden die jungen Küchlein, wenn sie ungefähr 2 Monate alt sind, verschnitten. Die Hähne heissen alsdann **Kapaune**, und die Hühner **Poularden**. Bey dieser grausamen Operation werden ihnen die Zeugungstheile aus dem Leibe herausgeschnitten, und den Hähnen wird zugleich der Kamm abgeschnitten, weil er sonst zu groß wachsen würde. Sie werden dann bey gutem zweckmäßigen Futter leicht fett, und liefern, wenn sie geschlachtet werden, das schmackhafteste Fleisch zur Speise.

Der Nutzen der Hühner bestehet in Eyern, und in ihrem Fleische. Die Zahl der von den Hühnern zu bereitenden Gerichte und Speisen ist ungemein groß, und in allen Kochbüchern zu finden. Die Eyer sind in der Haushaltung beynahe unentbehrlich, nicht nur, weil man sie für sich selbst gebraucht und verspeiset, sondern auch, weil sie als eine schöne Zuthat zu unzähligen andern Speisen dienen. Jedes Ey besteht aus der Schale, dem Häutchen, dem Weißen, und dem Dotter. Alle Eyer, man gebrauche sie, wozu man wolle, müssen gut seyn, je frischer, je besser. Weil aber die Hühner nicht zu allen Jahreszeiten legen, so muß man daher die alten Eyer lange frisch und gut zu erhalten suchen. Hiezu giebt es verschiedene Mittel. Die meisten Hausfrauen legen dieselben in Korn, Kleyen, Sägespäne, Sand, Asche u. dgl., und sorgen dafür, daß sie öfters umgewendet werden.

Die Federn der Hühner taugen nicht viel; wenn sie indessen gut getrocknet sind, kann man sie zu Polstern oder den allerschlechtesten Betten anwenden. Der Mist der Hühner giebt guten Dünger.

Vielen Nutzen in der Haushaltung verschaffen auch die Gänse. Man soll sie aber nie über vier Jahre alt werden lassen, wenn man großen Nutzen davon haben will. Die Gänse fangen im Februar schon an zu legen, und jede legt bis 15 Eyer, wornach sie den Trieb zum Brüten erhalten. Während der Brütezeit werden sie mit Wasser und Brod, und mit eingeweicktem Haber oder Gerste gefüttert. Wenn die jungen Gänse 24 Stunden alt sind, füttert man sie ein Par Tage lang mit fein gehackten Nesseln, vermengt mit hart gekochten und fein gehackten Eyern; nach diesem können sie schon bey gutem Wetter von ihren Müttern auf grüne Plätze, oder in das Wasser geführt werden; dabey muß man sie aber Morgens und Abends mit grünem gehackten Kraut, worunter Kleyen gemengt werden, füttern.

Das Nützlichste an den Gänsen sind das Fleisch und die Federn. Auf die Eyer kann man nicht rechnen, weil sie deren nicht viel legen. Was die Federn anbetrifft, so werden die alten Zuchtgänse jährlich zweymal gerupfet; die jungen hingegen, und diejenigen, welche zur Mast bestimmt sind, darf man ihrer Federn nicht berauben.

Was das Mästen der Gänse betrifft, so kann dieses theils durch das Stopfen mit Nudeln, welche aus einem Teige von Mehl verfertiget werden, theils mit Haber, theils mit Mohnrüben und Gerstenschrot geschehen. Das Stopfen mit Nudeln muß man aber wohl verstehen; sonst stopfet man sie oft zu Tode, oder man versieht es, und die ganze Mast mißlinget.

Die Wartung und Pflege der Aenten macht wohl unter allem Hausfedervieh die wenigste Mühe und Kosten, weil sie sich den größten Theil ihres Futters von Jugend an selbst zu verschaffen suchen, indem sie wie

die Schweine alles verschlingen, was nur einigermassen zu ihrer Nahrung dient. Sie fressen allerley Unrath, Gedärme, Fleisch, Schnecken, Frösche, Würmer u. s. w. Eine Aente legt gewöhnlich 12 bis 30 Eyer; aber mehr als 14 bis 16 darf man ihr zum Brüten nicht unterlegen. Sehr viele Eyer läßt man von Hühnern ausbrüten. Die Jungen füttert man die ersten 8 Tage mit zerhackten Eyern, Brodkrumen und Schrot, alles stark mit Wasser angefeuchtet. Nach diesen acht Tagen läßt man sie erst auf das Wasser gehen, und giebt Morgens und Abends angefeuchtetes Schrot oder Kleyen. Mit Haber, Gerste, Wicken und Biertröbern lassen sie sich leicht fett machen, und geben vorzüglich, wenn sie jung sind, die vortreflichsten Braten ab. Die Federn der Aenten können zwar auch gebraucht werden; sie sind aber weit schlechter als die Gänsefedern.

85. Ein Wort für Mütter.

Eine Mutter schaffte sich, damit es ihren Kindern nicht an guter Wartung und Aufsicht fehlen sollte, eine Kinderwärterinn an, mußte aber zu ihrem größten Mißvergnügen sehen, daß keines von ihnen gerne etwas mit ihr zu thun haben, und besonders das jüngste sich nicht von ihr wollte tragen lassen. Anfänglich glaubte sie, die Wärterinn gienge nicht ordentlich in ihrer Abwesenheit mit den Kindern um, und überraschte und beobachtete sie deßhalb öfters heimlich; fand aber allemal, daß sie dieselben recht liebreich behandelte. Dieß vermehrte ihre Verwunderung. Einst

Einst beklagte sie sich darüber in einer Gesellschaft, welcher ein alter erfahrner Arzt mit beywohnte. „Sie können“, sagte er, „das beßte Kindermädchen von der Welt haben, und es kann sich doch zutragen, daß die Kinder sich nicht gerne mit ihm abgeben; vielleicht hat ihre Kinderwärterinn einen unreinen Athem, der den Kindern zuwider ist, und da sie, wie Sie selbst sagen, unaufhörlich ihre kleinen Pflegebefohlnen aus Liebe am Munde hängen hat, und sie küßt, so darf Sie es nicht wundern, wenn ihre Kinder sich vor ihr scheuen“.

Bey der Gelegenheit sagte er den anwesenden Müttern ein Wort zur rechten Zeit, und machte sie auf allerley schädliche Gewohnheiten aufmerksam, die man bey Ammen und Kinderwärterinnen nicht selten findet. „Kinderwärterinnen und Ammen“, sagte er unter andern, „pflegen, um geschwinder davon zu kommen, die Speisen und Getränke, die die Kinder genießen sollen, meistenthtils durch's Blasen abzukühlen, und vermischen dadurch Theilchen von darauf geblasenem Athem mit der Masse selbst. Hat nun eine solche Person einen verderbten Athem, ist sie schwindsüchtig, scorbutisch, oder wohl gar — venerisch, wie soll da das Blasen in die Speisen des Säuglings gut thun? Viele nehmen wohl gar, übrigens aus Vorsorge, das kleine Kind nicht zu verbrennen, die Speise erst in den Mund, oder kauen die Semmel u. dgl., die das Kind genießen soll, und theilen auf die Art dem Kinde nicht bloß ihren giftigen Athem, sondern auch sogar ihren Speichel mit. Eine Mutter, die ihr Kind lieb hat, darf so etwas durchaus nicht geschehen lassen, weil dadurch, so wie durch das Küssen auf den Mund, oder wohl gar durch's Züngeln, Unreinigkeiten und Krankheiten in

die Lungen und den ganzen Körper der Kinder hinein gebracht werden können".

Die Mutter stellte hierauf ernstliche Beobachtungen über ihre Kinderwärterinn an, und fand, daß wirklich der unreine Athem, und das viele Küssen an der Abneigung der Kinder gegen sie Schuld war. Sie miethete sich eine andere, die sie vorher sorgfältig hatte prüfen lassen, und diese erwarb sich in wenig Tagen die ganze Liebe und Zuneigung ihrer Pflegebefohlenen.

Wer noch daran zweifelt, daß Ammen und Kinderwärterinnen den Grund zu vielen Krankheiten und bösen Gewohnheiten bey den Kindern legen, der beherzige das ernstlich, was hier der alte Arzt gesagt hat.

16. Von den Federbetten, und deren Erhaltung.

In ein zweyschläferiges Bett gehören: 2 Unterbetten, 1 Deckbett, 3 Häupfel, 2 Kopfkissen.

Zu einem einschläferigen Bette braucht man: 1 Deckbett, 1 Kopfkissen, 2 Häupfel, und 1 Unterbett.

Zum Ausstopfen der Betten können die Federn von vielerley Federvieh genommen werden; jedoch sind die gewöhnlichsten die Gänsefedern.

Die Gänsefedern sind aber nicht alle gleich; die unten am Bauche sitzenden Flaumfedern, welche keine Kiele haben, sind die beßten: nach diesen kommen die eigentlichen Bettfedern, oder die kurzen Federn, welche den Gänsen um den Körper sitzen, und zuletzt die Schwingfedern oder Flügel, und des Schweifes, die alle Kiele haben, und deßwegen zu Betten nicht gebraucht werden.

Was nun die eigentlichen Bettfedern anbelangt, so pflegt man sie auch wohl in gute, mittlere und schlechte einzutheilen. Sie müssen vor dem Gebrauche gerissen, das heißt, die weichern Theile müssen von den Kielen abgezogen werden, und dann heissen sie gerissene oder geschlissene Federn.

Die Flaumfedern, als die leichtesten und feinsten, nimmt man durchgehends zu den Kopfkissen und Bettdecken, und die andern zu den Unterbetten.

Sonst ist noch von der Güte der Bettfedern zu bemerken, daß man sie nicht zu frühe, oder ehe sie reif geworden, ausrupfe, denn sonst enthalten sie ein Fett, wodurch die Motten sehr herbey gelocket werden, und sie lassen sich auch nicht gut reißen, und verderben leicht. Die ausgerupften Federn müssen auch an der Luft, oder über einem Ofen vollkommen ausgetrocknet werden; und ganz besonders ist dieß bey den Federn von gemästeten und geschlachteten Gänsen zu empfehlen, weil diesen am meisten Fett anzukleben pflegt.

Zur Erhaltung der Federbetten ist es nothwendig, daß dieselben täglich, und zwar des Morgens, wohl geschüttelt und aufgelockert werden. Ueberdieß müssen sie auch zuweilen bey schönen Sommertagen an die Sonne gelegt, ausgebreitet, und mit einem glatten Stäbchen auf allen Seiten wohl ausgeklopft werden, wodurch sich eines Theils die versteckten, und in einem Klumpen verfallenen Federn von einander geben, und wieder auflaufen, andern Theils aber sich die Betten dabey erlüftern, und sich durch dieses Sönnern von dem eingesaugten Schweiße befreyen.

Neue Federn haben allezeit einen unangenehmen Geruch an sich, diesen verlieren sie, wenn man sie lange in einem Sacke an die Sonne hängt, und täglich öf-

öfters umrührt und ausklopfet. Schlechte Federn stopfe man in alte Federitten, und lege sie zwey bis drey Jahre unter die andern Betten, damit sie täglich mit aufgeschüttelt werden.

Mit dem Stopfen der Betten muß man es nicht versehen, zu viele Federn machen die Betten theuer, und es läßt sich deßwegen nicht leichter schlafen, und wenn man sich noch so viel unterlegt. Die Mittelstraße ist hierinn die beßte.

Betten, die stets gebraucht werden, verlieren von Zeit zu Zeit an Federn. Diesen Verlurst schätzt man an einem Bette, das 25 Pfund Federn hat, jährlich auf ein Pfund, folglich ist es nöthig, daß dieser Abgang zu Zeiten wieder ersetzet werde.

Was die Menge der Federn, die ungefähr zu einem Bette gebraucht werden, anbelangt, läßt sich so leicht nicht bestimmen, weil es auf die Güte der Federn ankömmt. Ist es eine Mittelsorte Federn, so rechnet man auf ein oberes Deckbett für Eine Person 13 Pfund Federn, zu einem Unterbett 26 Pfund, zu einem Häupfel 6 Pfund, und zu jedem Kopfkissen fünf ein halb Pfund. Zu einem Bette für zwey Personen zum obern Deckbette 18 Pfund, zum Unterbette 33 Pfund, zum Häupfel 6 Pfund, und zu jedem Kopfkissen 5 Pfund.

Um Federbetten vor Motten und Schaben zu verwahren, ist folgendes Mittel sehr gut. Man nimmt klein gestossene zuvor wohlgedörrte Coloquinten, mischt sie unter gute trockene Federn, und füllt damit die Betten, so bleiben sie vor allem dergleichen Ungeziefer verwahret.

87. Von dem Obste, und der Aufbewahrung desselben.

Das Obst ist gar eine vortrefliche Sache in der Haushaltung, und es kann eine Frau für keine gute Wirthinn gelten, wenn sie es nicht recht zu benutzen und aufzubewahren weiß.

Im Allgemeinen rechnet man zum Obst Aepfel, Birnen, Zwetschgen oder Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche, Erdbeeren, Weintrauben, Zitronen, Nüsse u. s. w.

Obst für längere Zeit frisch aufzubewahren, und es länger, als gewöhnlich, vor der Fäulniß zu sichern, ist etwas schwer. Alles kömmt darauf an, daß man den Zutritt der freyen Luft und der Wärme verhindere. Das Obst muß durchaus fehlerfrey, und ohne Wurmstich seyn, auch behutsam, und nicht mit blossen Fingern, noch in der Nässe abgepflücket werden. Man thut es alsdann in ein ganz trockenes, reines Gefäß. Kirschen z. B. in eine gläserne Flasche, Zwetschgen in einen Steintopf, und bindet das Gefäß so sorgfältig, als möglich, mit einer Blase zu, oder verschließt es auf andere Art gegen den Zugang der Luft. So stellt man es in den Keller. Aepfel und Birnen kann man auch auf Bretter, die mit trockenem Stroh bedeckt sind, in einen trockenen Keller legen. Die Birnen muß man nicht so dicht neben einander legen, als die Aepfel, weil sie leichter faulen. Alle fünf bis sechs Tage muß man nachsehen, und das angesteckte Obst wegnehmen. Sobald das Stroh dumpfig oder feucht wird, muß man es wegnehmen, und frisches unterlegen. Das Herbstobst läßt sich im Allgemeinen am längsten aufbewahren.

Nicht

Nicht alles Obst läßt sich lange frisch aufbewahren; daher hat man das Dörren oder Trocknen des Obstes erfunden, wodurch man demselben eine Dauer von vier bis fünf Jahren giebt. Es giebt hiebey verschiedene Verfahrungsarten, von denen hier so viel, als ihr, Mädchen! zu wissen brauchet, soll angeführt werden. Die geringste Verfahrungsart ist:

1.) **Das Trocknen in der Luft und Sonne.** Dieses muß in den warmen Sommermonathen bey langen Tagen, und wirksamer Sonne geschehen; daher tauget hiezu nur das Sommerobst, als Sommeräpfel, Sommerbirnen u. dgl. Man richtet die Aepfel oder Birnschnitzen, welche nicht dick geschnitten werden dürfen, mit einer Nadel an starke Fäden, deren Ende zusammen gebunden, und an der Sonnenseite des Hauses an Nägeln, oder besser an langen Stäben aufgehängt werden; doch so, daß sie frey, und unter ein wenig Obdach hängen, damit sie vor dem Regen gesichert sind, welcher nicht nur das Trocknen verzögert, sondern auch, wenn er lange anhält, Fäulniß und Schimmel verursachet. Bey diesem Trocknen müssen die Obstschnüre von Zeit zu Zeit umgewendet werden, damit die Sonne jede Seite bescheinen kann.

2.) **Das Trocknen des Obstes in Backöfen.** Diese Art; das Obst zu trocknen, oder zu dörren, ist vorzüglicher, und weniger mühesam, als die erst beschriebene. Man dörret das Obst im Backofen, entweder, wenn derselbe noch heiß vom Brodbacken ist, oder er wird zum Obsttrocknen eigens geheitzt. Im ersten Falle wird das Obst sogleich, sobald das Brod aus dem Ofen genommen ist, in denselben gebracht. Ungeschälte Schnitze, und geringes Obst kann auf den bloßen Herd gelegt und gedörret werden. Aber ge-

schälte Schnitze, wie auch Steinobst, Kirschen, Zwetschgen u. s. w. werden auf Horden oder Brettern, die bekanntlich aus Weiden geflochten, und mit Leisten umgeben sind, in den Backofen geschoben, damit sich keine Asche oder andere Unreinigkeit anhängen könne. Soll aber der Backofen zum Obstdörren besonders geheitzt werden, so darf man ihn nicht so heiß machen, als zum Brodbacken nöthig ist, sonst würde alles Obst verbrennen; sondern er muß nur einen solchen Grad von Hitze bekommen, als er hat, wenn das gebackene Brod eben herausgenommen worden.

3.) Das Trocknen des Obstes in eingeheizten Stuben. Dadurch kann man sich im Winter einen ziemlichen Vorrath verschaffen; dieses geschieht aber auf dreyerley Weise, entweder auf der eisenen Platte, wenn der Ofen mit einem breiten Kranze versehen ist, oder in eingereiheten, und um den Ofen gehängten Schnüren, oder endlich auch auf Brettern oder Horden, welche theils auf, theils unter dem Ofen, hauptsächlich aber neben herum auf einem schicklich eingerichteten Gestelle von Latten oder Stäben aufgelegt werden. Das fleißige Wenden des Obstes und Versetzen der Bretter auf wärmere oder minder wärmere Stellen wird das Trocknen ungemein befördern.

4.) Das Trocknen des Obstes im Dörrofen. Alle bisher beschriebene Arten, das Obst zu trocknen, kommen derjenigen nicht bey, welche in einem dazu errichteten Dörrofen veranstaltet wird. Ein solcher Dörrofen kann entweder in der Küche, wenn Platz dazu da ist, oder im Garten, oder sonst in einem sichern Orte aufgerichtet werden. Wo man nur für seine eigene Haushaltung trocknet, und es nicht in's Große treiben will, reichet auch wohl ein Kasten hin, den man in

Se-

Gestalt eines Schrankes von Brettern verfertiget, mit kleinen Horden ausstellet, und das darauf gelegte Obst mittelst eines Topfes voll glühender Kohlen trocknet. Ein besonders errichteter Obstdörrofen aber muß mit Backsteinen aufgemauert, und mit zirkelrunden Rauchgängen in der Mitte versehen werden, wobey der geringste Holzaufwand ist, und auf beyden Seiten der größte Raum bleibt, um auf jeder Seite sechs oder noch mehr Horden anbringen zu können.

Was eine Hausfrau beym Aufbewahren des schon gedörrten Obstes zu beobachten hat, besteht hauptsächlich in Folgendem:

Alles getrocknete Obst darf erstlich niemals sogleich vom Ofen weg, und warm in verschlossene oder bedeckte Behältnisse gethan werden. Zweytens soll man jede Gattung Obstes besonders aufbewahren, und nicht unter einander schütten, damit man sie für die verschiedenen Mahlzeiten beßer und verhältnißmäßiger vermengen kann. Drittens muß man auch Sorge tragen, daß das Obst nicht nur vor Staub und allerhand Verunreinigung der Ratzen, der Mäuse und ihrem Fraße u. dgl. gesichert sey, sondern daß es auch in seiner Kraft bleibe, nicht allzu sehr austrockne, und keinen übeln dumpfigten Geruch anziehe. Zu dem Ende wird es am beßten in Verschläge, Kisten, Fässer, oder grosse Körbe fest eingepackt, und in einer trockenen Kammer aufbewahrt.

Was sich aus dem getrockneten Obste alles für Suppen, Gemüse, Salat und Speisen bereiten lassen, können euch, liebe Mädchen! am beßten eure Mütter lehren.

88. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens.

Einst waren zwey Schwestern in einem Dorfe, die älteste war ordentlich und sittsam, und die jüngere war frech und liederlich. Jene, nachdem sie eine Zeit lang fleißig und treu gedient hatte, heurathete einen guten Mann, mit dem sie vergnügt lebte. Diese aber wurde ihrem Bräutigam untreu, und lief mit einem andern Manne davon. Dieser aber war selbst liederlich, und weil er gewahr wurde, daß sie mit andern freundlicher that, als mit ihm, so verließ er sie und ihr Kind in großer Armuth. Sie bettelte sich nun nach ihrem Vaterlande zurück, wo sie von allen ihren vorigen Bekannten verachtet wurde. Indeß verdarb ihr unschuldiges Kind, und weil sie statt zu arbeiten lieber stehlen mochte, so kam sie in's Zuchthaus, worinn sie auch starb.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg auf Auen,
Allein, sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter hin führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

89. Vom Essig, und dessen Zubereitung.

Ein sehr nöthiges Bedürfniß in der Haushaltung ist der Essig. Er wird nicht nur zur Bereitung vieler Speisen gebraucht, sondern dient auch, viele frische Früchte, die sonst verderben würden, zu erhalten. Guter Essig in den Speisen und Salat ist eines der einfachsten und beßten Mittel zur Erfrischung unsers Blutes, und Erhaltung der Gesundheit.

Unsere gewöhnlichsten Essige werden vom Wein, Bier, Obst, und andern Früchten gemacht.

Bey allem Essig aber, es sey Wein-, Bier-, Obst-, oder anderer Essig, kömmt es hauptsächlich auf zwey Stücke an: auf die **Essigmutter**, und auf die **Wärme**. Die Essigmutter ist das Mittel, welches die saure Gährung, durch welche der Essig entsteht, hervorbringt, und die Wärme unterhält diese Gährung. Zur Essigmutter nimmt man frischgebackene oder geröstete Brodrinde, weicht sie in recht scharfen Essig, läßt sie wieder trocken werden, und wiederholt dieß drey- bis viermal. Diese Rinde thut man in das Gefäß, worinn der Essig angesetzt werden soll. Es ist auch gut, wenn das Gefäß vorher mit scharfem Essig ausgespühlt und durchsäuert wird. Darein gießt man nun den verdorbenen Wein, oder das Bier, welches Essig werden soll. Man muß aber beydes vorher aufsieden, und wieder abkühlen lassen. In das Bier wirft man vorher glühende Kohlen, oder läßt glühendes Eisen darin abkühlen, wodurch ihm die Bitterkeit und der Hopfengeschmack benommen wird. Die ausgelöschten Kohlen aber nimmt man wieder heraus. Das Gefäß

setzt man nun in eine mäßige Wärme, und rüttelt es täglich etlichmal um, bis der Essig sauer genug ist. Je heller das Bier oder der Wein aufgegossen wird, desto besser wird der Essig. Ist er sauer und scharf genug, so zieht man ihn klar von dem Gefäße ab in gläserne oder irdene Flaschen, und verwahrt sie wohl, mit Stöpseln verstopft, im Keller. Einen Theil läßt man mit der Essigmutter in dem Gefäße, und dieses bleibt an einem warmen Orte stehen. Wenn man nun immer so viel abgekochtes Bier, Wein, oder auch nur Regenwasser nachfüllt, als man Essig davon nimmt, so geht der Essig im Hause niemals aus, und die Mutter kann manchen Groschen von ihren Nachbarinnen daraus lösen. Man kann auf eben diese Art aus den schlechtesten, sauern, und schon halb verfaulten Aepfeln und Birnen einen guten Essig bereiten, wenn man den ausgepreßten Saft rein ausgähren läßt, bis er klar geworden, und ihn dann in Fässern, welche wohl mit scharfem Essig ausgespühlt sind, mit einer Essigmutter ordentlich anstellt, wie oben gesagt worden. So kann man auch Essig aus Malz machen, indem man halb Gerstenmalz, und halb Weitzenmalz ohne Hopfen bräuet, das Bier ausgähren läßt, und dann zum Essig anstellet. Eben dieses kann auch geschehen, wenn man unter acht Theile Wasser Einen Theil Möhrensaft gießt, solches in einem weiten Kessel bey gelindem Feuer sieden läßt, und es abschäumet, bis es endlich kalt zu werden anfängt. Dieses läßt man erkalten, und in einem reinen Faße vergähren, wie den Obstwein; alsdann setzt man es zum Essig an. Ueberhaupt ist aber noch bey allem Essig zu merken, daß die Gefässe, die man dazu braucht, recht rein seyn müssen, und daß man ihn weder in kupfernen, zinnenen, bleyenen, noch inwendig glasirten

irdenen Geschirren machen oder verwahren darf, weil in solchen giftige Theile sind, welche der Essig auflöset, und dadurch sehr gefährlich wird.

Oft wird der Essig aus dieser oder jener Ursache auch gefärbt, als: blau mit Kornblumen, roth mit Blatschrosen u. dgl.

Gießt man den Essig in gläsernen Gefässen über Blumen, als: Rosen, Lavendel, Nelken, Veilchen u. dgl., daß er noch darüber steht, bindet das Glas zu, stellt es in die Wärme oder Sonne, presset es nach einiger Zeit aus, so erhält man die Blumenessige, als: Rosenessig, Nelkenessig u. s. w.

Auf gleiche Weise macht man Gewürzessige von einerley oder mehreren Gewürzen. Hiezu gebraucht man Zimmet, Nelken, Muskatenblumen, Pfeffer u. dgl. Die davon bereiteten Essige sind zu allerley Speisen vortreflich zu gebrauchen.

Nächst diesen hat man auch die vielerley Kräuteressige, die man eben so bereitet. Die dazu geschicktesten Kräuter sind: Trockene Zitronen- oder Pomeranzenschalen, Rosmarin, Melisse u. s. w.

Es giebt auch noch verschiedene Früchte z. B. Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren u. dgl., worauf man starken Essig gießt, und man erhält den sogenannten Erdbeerenessig u. s. w.

90. Letzte Unterredung eines sterbenden Vaters mit seiner Gattinn und Tochter.

Vater Richard, ein Mann von beyläufig vierzig Jahren, welcher eine Gattinn, und eine einzige Tochter hatte, lag tödtlich krank. Da er eines Abends fühlte, daß sein Ende nahe sey, ließ er allererst seine Gattinn vor sein Bett kommen, um ihr noch manches zu sagen, was ihm auf seiner Seele lag.

„Liebe Frau", fieng er an, „du weißt, daß ich dich und unsere Tochter in dürftigen Umständen zurücklasse. Der Gedanke, daß ihr nach meinem Tode vielleicht darben werdet, macht mir die Trennung von dieser Welt schwer, recht schwer. Nur einen einzigen Vorschlag weiß ich, wie ihr dem Mangel einigermaßen steuern könnet. Höre also, was ich gerne von dir befolgt haben möchte. — Du und unsere Tochter könnet verschiedene weibliche Arbeiten. Sobald ihr euch daher von dem Schmerzen über meinen Tod erholt, und ihr einigermaßen wieder in Ordnung seyd, so arbeitet (es ist euch keine Schande) so viel, daß ihr euch nicht nur euer nothdürftiges Brod verdienet, sondern euch auch noch ein Nothpfenning übrig bleibt. Thut es, ich bitte euch, und Gott wird euch segnen. Bey einer solchen Lebensart, liebe Frau, wirst du nicht Mangel leiden und verleitet werden, nachsichtig gegen dich und deine Tochter auf Kosten eurer Ehre zu seyn. Und was die Arbeit einer vaterlosen Tochter insonderheit betrifft, wozu du Elisen gewiß auf die Bitte deines sterbenden Mannes anhalten wirst, so verwahrst du sie vor so manchen thörichten Einfällen, indem ihre Ge-

dan-

danken nicht Zeit gewinnen können, auszuschweifen, und auf Gegenstände zu verfallen, die ihre Ruhe und Tugend gefährden könnten. Es ist wahr, anfänglich wird ihr eine solche Lebensart schwer werden, sie wird seufzen und klagen; aber, liebes Weib! wenn du ihr deine und ihre Lage von der rechten Seite vorstellest, und das Anständige und Vernünftige, wornach zu trachten ihr Gewissen sie auffordert, vor Augen stellest; so wird sie nach und nach den Weg einschlagen, der für sie der einzige gute Weg ist. Geh ihr selbst mit guten Beyspielen vor. Sey ihr stets ein Muster des Fleißes, der Ordnung, des christlichen Sinnes, und der Ausübung aller Pflichten, die einem Frauenzimmer obliegen. Wie wird sich dein Herz freuen, wenn du mit jedem Tage siehst, daß sie gebildeter, beßer und vortreflicher wird. — Nun will ich ein wenig ausruhen; und bin ich alsdann stark genug, so will ich mit Elisen ganz allein reden".

Nun kam die Tochter mit einem ganz bethränten Gesichte, mit Schluchzen und Händeringen. „Ach, mein Vater! das letztemal soll ich mit Ihnen reden! Ach, so frühe soll ich eine vaterlose Waise werden! Wer wird für mich sorgen? Gott, welcher Schlag"!

„Nicht so verzagt, liebe Tochter! Dein Leben hast du von Gott, und nicht von mir. Er wird dich auch erhalten und versorgen. Ja, versorgen wird er dich, wenn du ihn als Vater ehrst, und seinem liebvollen Willen gehorsam bist. Ich habe dich rufen lassen, um mit dir, und vielleicht das letztemal, umständlich zu reden; denn ich fürchte, mein Ende ist nahe; faße dich also, und höre mich aufmerksam an; laß deines sterbenden Vaters Ermahnungen deinem Herzen unvergeßlich seyn. Tritt näher, setze dich, und reiche mir deine Hand"!

Eli-

Elise that's, legte sich mit dem Gesichte auf ihres Vaters Hand, und schien mit jedem Kuße, den sie darauf drückte, einem neuen Thränenguße Luft zu machen; sie war voll Wehmuth und Schmerz. Der Vater überließ sie einige Minuten ihren Empfindungen; indem er sich grosse Hoffnungen für den Eindruck seiner letzten Worte an sie machte. „Nun, Elise“! sprach er dann, „nun ist's genug. Ich kenne dein Herz; aber die Zeit ist mir jetzt kostbarer, als sie mir jemals war. Laß uns nicht säumen“! Sie richtete sich auf.

Der Vater sah sie mit einem Blicke an, in dem das Vaterherz sich so rührend abbildete, daß Elise ihn in ihre Arme schloß und sagte: „Nun ja, mein Vater, reden Sie: Ihre Tochter hört, und wird jedes Wort heilig halten. Ja Gott, du kennest meinen Vorsatz, von den sterbenden Lippen meines treuen Vaters mich belehren zu lassen“!

Der Vater redete: „Liebe Elise! ich habe keine Zeit zu verlieren; höre also meinen Rath, meine väterlichen Ermahnungen und Bitten. Wandle auf dem Wege der Tugend fort, den du bisher gegangen bist. Bestrebe dich, immer mehr zu lernen, und deinen Verstand von Tag zu Tag mehr auszubilden. Sey tugendhaft, und Gott wird dich dann nicht verlassen. Bringe deine Zeit mit Arbeit zu; verstatte dir keine andere Gesellschaft, als die, wobey dein Verstand und Herz gewinnen kann; bemühe dich, vor aller Welt einen guten Namen zu haben, halte dich an Gott und sein Wort, sey deiner Mutter folgsam, die von nun an auch Vatersstelle an dir vertreten wird. Dein Verlangen sey, einst eine gute, edle Gattinn, Hausfrau und Mutter zu werden. — O Gott! wie flehe ich zu dir um deinen Segen. Ach, segne, segne meine Elise, meine einzi-

ge

ge Tochter! Segne ihre und die mütterliche künftige Bemühung! — Und nun, meine Tochter, gieb mir deine Hand, und versprich mir, die letzten Lehren deines dich zärtlich liebenden und treuen Vaters beständig zu befolgen". Elise reichte ihm die Hand, drückte die seinige an den Mund, und sprach die gebrochenen Worte: „Ver — lassen Sie Sich dar — auf. Gott wird mir Gna — de geben". „Ja, Gott gebe dir Gnade"! wiederholte der Vater unter einem tiefen Seufzer. „Jetzt rufe mir deine Mutter, und kommt mit einander". Die Tochter gieng äußerst bestürzt.

Als beyde vor ihm standen, erhob er seine Stimme, so viel es seine Kräfte verstatteten, und sagte zu seiner Gattinn: „Nun, meine Liebe! ich übergebe dir meine einzige Tochter vor dem allwissenden Gott an meinem Sterbebette. Erziehe sie vollends in wahrer ungeheuchelter Gottesfurcht, warne sie vor jedem Fehltritte, und zeige ihr stets, wie ein tugendhafter Wandel eines jungen Frauenzimmers Gottes und der Menschen Wohlgefallen zum Lohne habe. Führe sie zur Arbeit treulich an und zum Gebethe. Suche jeder Gesellschaft auszuweichen, von der du nur von ferne denken kannst, daß sie ihr nachtheilig seyn könnte. Dämpfe in ihr das Feuer des Leichtsinnes, und den Hang zur Eitelkeit, wenn sie in einen oder den andern dieser Fehler gerathen sollte; denn sie sind die Pest der weiblichen Seele, und machen die Ehre eines Mädchens feil".

„Und du, meine liebe Tochter, sey deiner Mutter gehorsam, folge ihrem Rath und Befehle pünktlich; geh ihr an die Hand, wo du weißt und kannst; in der Krankheit pflege sie kindlich und sorgfältig. Bitte zu Gott für sie um ein langes Leben, damit, wenn du eine brave Tochter bleiben wirst, sie recht viele Freude

an dir erleben möge. Liebe Frau! liebe Tochter! setzt euern Thränen christliche Gränzen. Mich schmerzt es, euch so zeitig zu verlassen, euch muß es nicht minder schmerzen. Aber wir sehen uns doch wieder, wenn ihr beyde auf Gottes Wegen wandelt. Noch einen Kuß von beyden". Mutter und Tochter küßten ihn. „Der Herr sey euer Theil, er segne euch ewig"!

Mit diesen Worten schloß er, und verlangte, daß man ihn ganz still für sich liegen lassen möchte. Er habe nun, sagte er, das, was ihm hienieden noch das Wichtigste war, und so schwer auf dem Herzen lag, besorget. Jetzt wolle er seine Gedanken aufwärts richten, und den Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit in christlicher Standhaftigkeit, und im stillen Gebethe erwarten.

Zwey Stunden darauf schloß er seine Augen, nachdem er noch zuvor mit einem zärtlichen Blicke von Gattinn und Tochter Abschied genommen hatte.

Ende
des zweyten und letzten Theils.

[library stamp]

Beträchtlichere Druckfehler im zweyten Theile.

Seite	Zeile	statt	lies:
183	1	Der Dornbusch: ꝛc.	„Der Dornbusch", antwortete der Engel der Blumen, „gehört ꝛc.
203	8 von unten ist nach „Klaus" beyzusetzen:		„Aus Hunger.
248	3 von unten:	Näthen;	Näthchen;

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bacher, Bartholomäus, 1773-1827 [Herausgeber]

Der Mädchenfreund Ein Lehr- und Lesebuch für Mädchenschulen

Bd.: Zweyter Theil

München 1807

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.507(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301614-1